

P 89

Zimmermann:

Friedrich Wilhelm

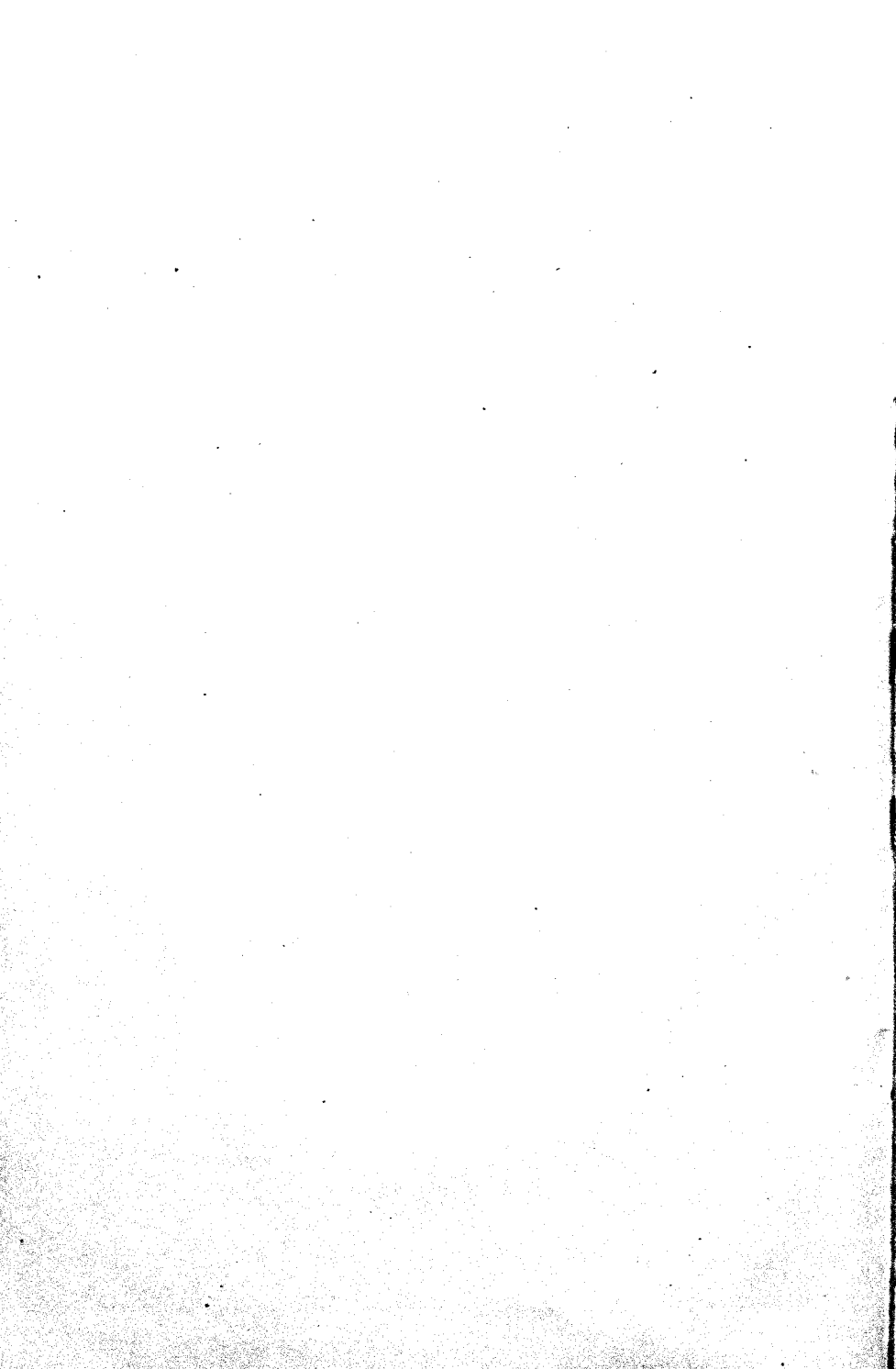
~~ap 89~~

UB Braunschweig

84



2228-635-2



Aus der Zeit der schweren Not. IV.

Friedrich Wilhelm

Herzog zu Braunschweig-Lüneburg-Deles

in Stimmen seiner Zeitgenossen

Dr. K. Venturini, Heinr. Conr. Stäffe und
E. C. Külbel.

Neue Ausgabe.

Nebst einer schwarzen Liste der westfälischen Polizei

herausgegeben und eingeleitet

von

Dr. P. Zimmermann.



Braunschweig 1907.

Verlag von Wilhelm Scholz.

~~Apr 89~~





Vorwort.

Als Herr Buchhändler Wilh. Scholz vor kurzem an mich die Anfrage stellte, ob ich ihm nicht für ein viertes Heft seiner Sammlung „Aus der Zeit der schweren Not“ einen kleinen Beitrag liefern könne, kam mir ein altes Buch wieder in das Gedächtnis, das ich im Jahre 1894 beim Sichten und Ordnen alter Akten auf dem Boden des Herzoglichen Staatsministeriums gefunden, und aus dem ich schon damals in einer Versammlung des Geschichtsvereins mündlich einige Mittheilungen gemacht hatte. Es stellt eine „schwarze Liste“ der Westfälischen Polizei in Braunschweig dar, fügt sich also nicht übel wenigstens zu den beiden ersten der drei Aufsätze, die Herr Scholz für seine Veröffentlichung bereits ausgesucht und zum Drucke vorbereitet hatte.

Es ist auffällig und spricht für die Unvollständigkeit dieser schwarzen Liste, daß die Namen Venturini und Stäffe in ihr nicht verzeichnet stehen. Ersterer hat sein Leben lang in Rede und Schrift stets den größten Freimut bewiesen und auch in der Westfälischen Zeit aus seiner Gesinnung kein Fehl gemacht. In seiner „Geschichte unserer Zeit“, von welcher der Band über die Ereignisse des Jahres 1809 im Jahre 1811 erschien, hatte er die Heldengestalt Herzog Friedrich Wilhelms mit offensichtlicher Freude und Bewunderung im günstigsten Lichte dargestellt. Das hatte ihm selbst in der Ferne das Mißtrauen und den Zorn des Gewalthabers Hamburgs, des Marshalls Davoust, zugezogen, der auf die Nachricht, Venturini wolle

Hamburg besuchen, sogleich einen Verhaftsbefehl gegen ihn ausstellte. Er entging der Gefahr, weil die Westfälischen Behörden in Braunschweig ihn warnten, und er die Reise nicht unternahm. Bald nach Friedrich Wilhelms Tode hatte er in den „Zeitgenossen“ (Bd. I Heft 2, 1816) die Lebensbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm veröffentlicht, von denen er das zweite, um ungünstigen Stimmen entgegenzutreten, die über den eben verstorbenen Fürsten laut wurden, als besonderes Heft unter dem bezeichnenden Titel erscheinen ließ: „Ehre und Wahrheit für Friedrich Wilhelm den verewigten Herzog von Braunschweig-Lüneburg u. Eine aus den besten Quellen geschöpfte biographische Skizze dieses Helden von einem vaterländischen Geschichtschreiber.“ Wir werden jetzt nicht alle Tatsachen, die er angibt, noch weniger alle Urteile, die er fällt, als völlig richtig ansehen können. Aber dennoch würde es nicht wohlgetan, ja geradezu ein arger Fehler sein, an der Arbeit zu ändern; sie muß so bleiben, wie sie ist, und man wird dem Herausgeber darin nur beipflichten können, daß er im Texte nur ganz geringe stilistische Änderungen vorzunehmen sich erlaubt hat. Denn das Büchlein ist der Ausfluß einer wahrheitsliebenden und charaktervollen Seele und als solches ein wichtiges Zeugnis seiner Zeit. In diesem Sinne ist der hier erfolgte Neudruck aufzufassen.

An den Geistlichen Venturini*) reiht sich der Pferdehändler Heint. Konr. Stäffe vom „Weißen Rosse“ vor Braunschweig. Er ist einer der eifrigsten Anhänger Herzog Friedrich Wilhelms, bei dem dieser wiederholt in der Zeit der Fremdherrschaft abstieg. Man munkelte darüber ziemlich laut in der Stadt, und wenn ihm daraus keine ernstlichen Unannehmlichkeiten erwuchsen, so zeigt dies abermals deutlich, wie milde die Polizei in der Stadt Braunschweig gehandhabt wurde. Seine kleine Schrift vertritt die Stimmung des Braunschweigischen Bürgerstandes; es ist nur zu bedauern, daß zu einer objektiven Würdigung ihres Inhalts das einschlagende Material so gut wie gänzlich fehlt.

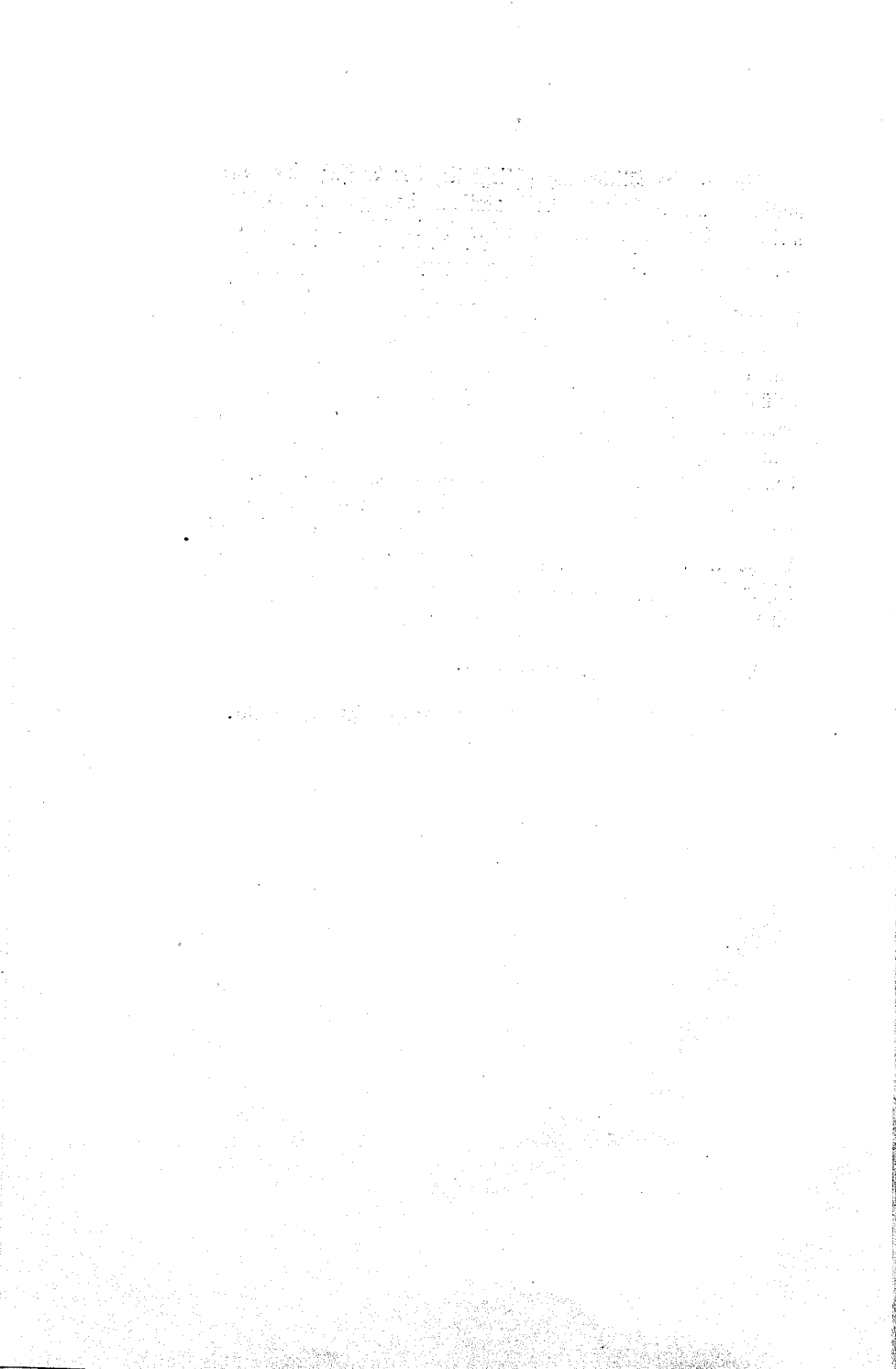
*) Vgl. aber ihn Allgem. Deutsche Biographie B. 39 S. 607 ff.

An Stäffes Mitteilung schließt sich der Aufsatz eines ehemaligen Korporals vom Leibbataillon, des späteren Tischlermeisters Ernst Karl Külbel über „Die letzten Augenblicke unsers durchlauchtigsten Herzogs Friedrich Wilhelm bei Quatrebras den 16. Juni 1815“, das in Celle in erster Auflage 1859, in zweiter 1865 herauskam. Es ist hier der Text der früheren Ausgabe wiedergegeben. Külbel war einer der Braven, die den tödlich verwundeten Herzog damals aus dem Schlachtgetümmel trugen. Seine Ausführungen wurden zum Teil beanstandet, ja sie zogen ihm sogar eine Anklage bei dem Stadtgerichte in Braunschweig zu, das dann aber durch Erkenntnis vom 4. Juli 1860 seine völlige Freisprechung verfügte.

So vereinigt das Buch drei jetzt selten gewordene interessante Schriften zum Leben unseres Herzogs Friedrich Wilhelm. Ihnen fügt sich als vierter Beitrag die „Schwarze Liste“ der Westfälischen Polizei an, über die das Nähere in einer besonderen Einleitung gesagt ist.

Wolfenbüttel, Januar 1907.

Paul Zimmermann.



Ehre und Wahrheit
für
Friedrich Wilhelm,
den
verewigten Herzog
von Braunschweig-Lüneburg 2c.

Eine
aus den besten Quellen geschöpfte biographische Skizze
dieses Helden

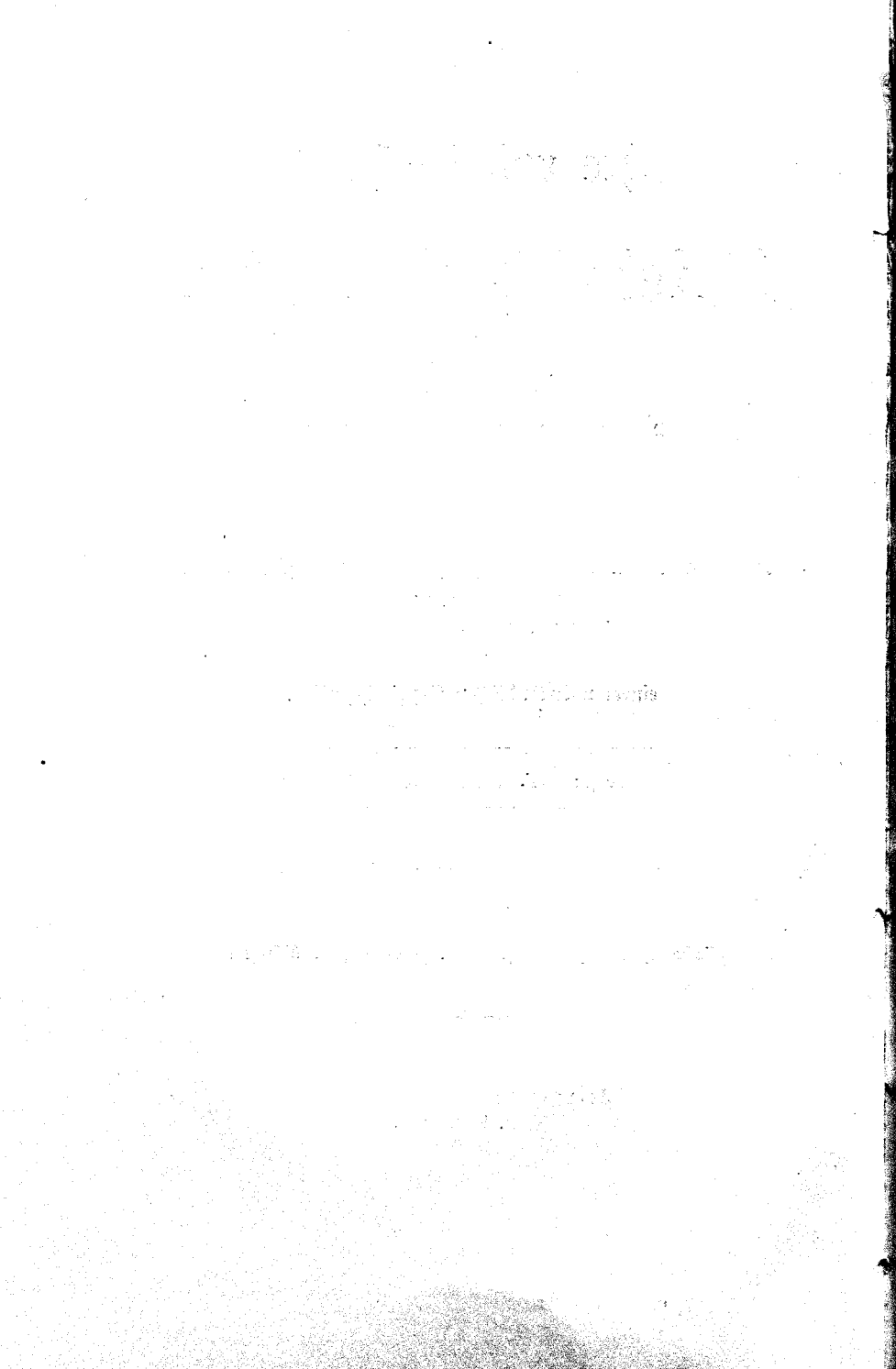
von
einem vaterländischen Geschichtschreiber.

Verf.: Dr. Karl Venturini.

(Aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt.)

Habe ich übel geredet, so beweiße es, daß es böse sei!

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1816.





Des Menschen hohe Schule sind seine Schicksale, seine Leiden, seine individuellen Erfahrungen. Des Gemüths vorherrschende Meinungen werden dadurch entwickelt, und die Ansichten von des Lebens höchsten Zwecken danach meistens gemodelt. Sogar dem Charakter wird oft durch ihre Gewalt ein dauernder Stempel aufgedrückt. Dennoch kann niemand in Abrede stellen, daß auch die erste Richtung, welche durch zweckmäßige oder verkehrte Jugenderziehung den Keimen der aus dem Innersten sich hervordrängenden Begierden gegeben wird, ihre fast allmächtige Wirksamkeit durchs ganze Leben beweise. Um wahr und gerecht das Bild eines auf der Weltbühne ausgezeichneten Menschen, den Zeitgenossen sowohl als den Nachkommen, zum vollgültigen Urtheil über Verdienst und Wert seiner Taten darzustellen, bedarf es also gewiß genügender Umrisse von des vorgeführten Helden eigentümlichen Jugendverhältnissen, von der Erziehung, die er erhielt, und von den Schicksalen, die sowohl den Gang seiner Charakterentwicklung, als seiner Lebensansichten u. s. w. bestimmten. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Des war weder, wie die *Vossische Zeitung* ihn schildert, ein inkonsistenter, noch, wie sein vormaliger Kabinettsrat ihn zeichnet, ein fast unbegreiflich launenhafter Mensch.

Wer von Jugend auf ihn zu beobachten Gelegenheit fand, und die eigentümliche Art der Entwicklung seines

Charakters zu verfolgen, Unbefangenheit genug bewahrte, wird sich daher kaum des Unwillens über so unwürdige und leichte Schilderungen erwehren können. Einer künstlichen Rechtfertigung des verewigten Fürsten bedarf es auch in der That weniger, als einer getreuen Darstellung nicht nur dessen, was er war, sondern auch dessen, wodurch er so und nicht anders wurde. Der angeregten Leidenschaft wird zwar eine den Gesetzen der historischen Wahrheit rücksichtslos huldigende Darstellung keineswegs erfreulich sein; allein es kommt hier nur darauf an, im Tempel der Geschichte ein treues und wahres Bild des Fürsten aufzuhängen, der seiner hohen Ahnherrn würdig, den Heldentod für des Vaterlandes Ehre und Freiheit starb. Dieser schöne Tod sollte billig — so will es das unverdorrene Menschengefühl — eine versöhnende, und feindselige Leidenschaften beruhigende Kraft gehabt haben. Auch würde das höchstwahrscheinlich der Fall gewesen sein, wenn nicht über-
schrobene Apologien und Panegyriken so vornehmlich als unüberlegt geliefert worden wären; oder wenn wenigstens die nagelneue Zensur, ihrer Pflicht eingedenk, den verewigten Fürsten gegen seine unberufenen Freunde im Tode zu schützen gesucht hätte, da der Held im Leben immer Manns genug gewesen war, sich selbst gegen seine Feinde zu vertheidigen.

Darum steht nun leider die Sache also, daß die in tausend Gemüthern brennende Wunde weder durch die gutmütigen Recepte der Hallischen Salina, noch durch die Unparteilichkeit des Hamburgischen Korrespondenten gründlich geheilt werden mag. Nur die Wahrheit darf hier entscheiden, und abgesehen es dabei auf keine Heiligsprechung, nach Art der römischen Kurie, abgesehen ist, so wird man doch je zuweilen auf die in der Presse erhobene Stimme einige Rücksicht nehmen müssen.

Friedrich Wilhelm, der vierte und jüngste Sohn des um sein Erbland hochverdienten Herzogs Karl

Wilhelm Ferdinand, ward zu Braunschweig am 9. Oktober 1771 geboren. Seine älteren Brüder wurden, der Vorschrift des Dr. Wageler zufolge, bald nach ihrer Geburt in kaltem Wasser gebadet, und überhaupt, der damals vorherrschenden Mode zu gefallen, so unklug behandelt, daß unheilbare körperliche Gebrechen davon die traurigen Folgen waren. Prinz Wilhelm entging durch kräftige Vorstellungen des Leibarztes Dr. Brückmann jener heillosen Behandlung — und behielt seine Gesundheit. Die drei jüngsten Prinzen: Georg, August und Wilhelm, im Alter nur durch wenige Jahre unterschieden, bekamen einen eigenen Hofmeister in der Person des Herrn v. Dittfurth. Ihr Vater — welcher sich mancher Mißgriffe in seiner eigenen Erziehung, die wirklich mehr als liberal gewesen — erinnerte, glaubte seine Söhne durch pünktliche Ordnung und unnachsichtige Strenge gegen Verirrungen der Jugend sichern zu können. In alle Staats- und Militärangelegenheiten des preussischen Hofes verwickelt, und dazu noch mit der Regierung seines eigenen Landes unablässig beschäftigt, blieb ihm durchaus weder Zeit noch Muße übrig, die Erzieher und Lehrer seiner Söhne nach eigener Prüfung zu wählen. Dittfurth, ein allerdings gewandter Hofmann, dem es nicht an Kenntnissen fehlte, ließ gegen die fürstlichen Knaben seinen, an barbarische Wildheit grenzenden Züchtern oft durch die empörendste Behandlung aus. Besonders mußte der lebhafteste Wilhelm die rohen Ausbrüche des pädagogischen Züchterns empfinden. Eine kindische Unachtsamkeit an der Tafel zog ihm sogar einmal einen so verberben Faustschlag (des Herrn v. D.) ins Gesicht zu, daß Ströme von Blut dem unglücklichen Knaben aus Nase und Mund flossen. Dennoch durfte er, an strengste Subordination gegen den Vorgesetzten gewöhnt, es nie wagen, das von innerm Grimm zerrissene Herz der zärtlich gutmütigen Mutter oder gar dem strengen Vater zu öffnen.

War sein tyrannischer Oberaufseher der Gegenstand eines tiefen Hasses, der fest in dem jungen Herzen wurzelte und alle sanften Gefühle kindlicher Hingebung schon in der Geburt erstickte, — so mußte sein erster Lehrer J o k a r d i, der dem Herzog vom Abt K e s e w i g empfohlen war, gar bald für ihn ein Gegenstand der Verachtung werden. Denn dieser sonst mit herrlichen Talenten ausgerüstete Mensch ergab sich dem Laster der Trunkenheit und anderen niedrigen Ausschweifungen in solchem Grade, daß oftmals die empörendsten Szenen im Schlafzimmer der Prinzen selbst erfolgten. Endlich erfuhr der Herzog jene Schändlichkeiten; J o k a r d i mußte bei Nacht und Nebel fliehen, ließ sich bei einem nach Ostindien bestimmten hannoverschen Bataillon anwerben und hat seine Laufbahn in fernen Weltgegenden beschlossen.

Seine Nachfolger, P o d e l s und B e r t h a n, waren Männer von unbescholtenem Ruf und untadelhaftem Wandel. Jener wurde von einem berühmten Professor, dieser durch einflußreiche Verwandte dem Herzoge zum Lehrer seiner drei jüngsten Söhne empfohlen. Aber der Dittfurth'schen Despotie vermochten diese — in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Männer — keineswegs mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Der Gang der Erziehung blieb sich daher in der Hauptsache gleich, und das periodische Eingreifen des Herzogs verdarb viel mehr, als es gut machte. Der Herzog erschien nämlich immer nur zufällig, oft sogar in der finstersten Laune, wenn er von Halberstadt oder Berlin usw. nach Hause kam, und etwa noch Licht in der Prinzen Zimmer sah. Beim Unterricht hörte er dann mißmutig zu, examinierte auch wohl selbst, und ließ nicht selten seine bittere Stimmung durch harte Worte gegen die schwächternen, schon durch des strengen Vaters Gegenwart bei ihren Antworten verlegenen Knaben aus. — Der feuerige, vom brennendsten Ehrgeize begeisterte W i l h e l m empfand doppelt tief jedes harte Wort, jede unwürdige Behandlung.

Die Auszeichnung, die er zuweilen vor seinen Brüdern genoß, taute darum auch die harte Rinde, welche sich um sein tiefführendes Herz gezogen hatte, nicht auf; denn dieses Herz verlangte Liebe, Theilnahme, Hingebung. Das alles fand er ja nur bei den Bedienten, die ihn bedauerten; bei Menschen geringen Standes, die oft im Stillen seine kleinen Wünsche erfüllten; bei einem seiner Lehrer, der ihm je zuweilen behilflich war, der barbarischen Strafe des Ober- vorgelegten zu entinnen. Sein Innerstes blutete, wenn er im Hinterhofe des Schlosses, wo des Vaters erster Kammerdiener *L a u n* wohnte, dessen Söhne mit ihren Gespielen fröhlich umherspringen sah, sich selbst aber im engen Zimmer gefesselt fühlte. Erhaschte er nur einen glücklichen Augenblick, um beim Soldatenspiel der Knaben das Amt des *Lambours* zu verwalten, o wie selig, wie hingebend, wie kindlich froh war er dann! Sein Flug ging ins frische, freie Leben hinaus; der Zwang, der unnatürliche, dessen Zweck und Ziel man ihm nicht einmal zeigte, empörte sein innerstes Selbst. Man nannte das *Kaprice*, — und wenn es einmal so heißen soll, dann mag's wahr sein, daß er aus *Kaprice* wenig lernte. Aber er würde bei seiner rastlosen, angeborenen Tätigkeit und bei seinem brennenden Ehrgeize recht viel und gern gelernt haben, wäre ihm das *W a r u m* und *W o z u* nur einigermaßen klar geworden. An der Geschichte seiner großen Ahnherrn hätte sein Geist sich erstarcken, sein Gemüt sich fröhlich ergözen können; aber er wußte und hörte von jenen Geschichten so wenig, daß er seinem nachmaligen Kabinettsrate fast mit Unwillen die Frage vorlegte: ob es denn wahr sei, daß die Familie der Herzöge von Braunschweig eigentlich aus Italien abstamme?

Man übersehe noch einmal die traurige Wüste der ersten Jugendbildung des verewigten Fürsten! Voran steht der strenge, gleich einer strafenden Gottheit stets gefürchtete Vater, und neben ihm ein verhaßter, mit barbarischer Roh-

heit jeden fröhlichen Jugendkeim niederdrückender Erzieher. Diesem zur Seite erblickt man einen verächtlichen, lasterhaften Lehrer, und im Hintergrunde diensfertige Knechte, die den erwachten wilden Gefühlen des Knaben schmeicheln, während die bessern Menschen (eingeklemmt in enge Hofverhältnisse) weder Kraft noch Mut haben, dem heillosen Unwesen entgegenzuwirken.

Als der jüngste Prinz hatte Friedrich Wilhelm, bis in die Jahre des männlichen Alters, durchaus keine Aussicht, zur Regierung des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel zu gelangen. Sein höchstes Ziel war die Eringung einer Oberbefehlshaberstelle im preussischen Heer. Wissenschaften, Beobachtungen und Erfahrungen, die dem künftigen Regenten erspriesslich und unentbehrlich sind, lagen daher ganz außerhalb des Unterrichtskreises, worin er geistlos genug herumgetummelt wurde. Rechnen, Tanzen, Reiten und Exercieren lernte er vortrefflich, leicht und oberflächlich aber selbst die Wissenschaften, welche den Krieger zieren. Man hatte ihn nie gewöhnt, seine Aufmerksamkeit dauernd und fest auf einen Punkt zu richten. Wäre er nur bei der Mathematik festgehalten worden, so würde sich das von selbst gefunden haben. Aber in seiner ganzen Erziehung war weder Einheit des Zwecks, noch Einheit der Mittel. Ueberall fühlte er nur die angelegten Fesseln, und seine innere Kraft, die man wohlthätig zu beschäftigen fast ganz vergaß, strebte nun unwillkürlich, jene Fesseln zu sprengen.

Im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre trat der Prinz als Stabskapitän ins Niedeselsche Infanterie-Regiment zu Braunschweig. Die gewöhnliche Soldatenlaufbahn ward ihm dadurch eröffnet. Am Hof seines Vaters spielte er eine sehr eingezwängte, fast drückende Rolle. Das Bild eines vollkommenen und unübertrefflichen Fürsten hielt man ihm dabei stets in der Person und in der ganzen Handlungsweise des regierenden Herrn vor. Und wirklich

war das Benehmen dieses seltenen Fürsten einzig, wenn es darauf ankam, im ersten Anlauf Menschen für sich zu gewinnen. Indessen verstand C. W. F. auch die Kunst, seine Diener und sogar seine ersten Geschäftsmänner in einer so schwüchternen Unterwürfigkeit zu erhalten, daß energischer Widerspruch gegen seine, nur als höfliche Wünsche ausgesprochenen Befehle bei jenen Menschen fast in das Reich der Unmöglichkeiten gehörte. Durch eine lange und für des Landes Wohlstand segensreiche Regierung war jener Geist der Schwüchternheit bei dem braunschweigischen Hof- und Geschäftspersonal einheimisch geworden. Friedrich Wilhelm fand ihn noch vorherrschend, als er nach mancherlei seltamen Schicksalen die Regierung des väterlichen Erblandes übernahm; — und auch in seiner Erinnerung war das Bild des hochverehrten Vaters noch lebendig geblieben. Er suchte es also auf seine Weise zu kopieren, und es war leider niemand vorhanden, der Mut und Kraft genug gehabt hätte, ihn auf die Mißgriffe in dieser Nachahmung aufmerksam zu machen.

Schon als Jüngling war ihm die ängstliche Zirkumspektion am Hofe, wodurch er sich auf allen Seiten besangen und eingeschüchtert fühlte, höchst widrig gewesen. Seine fröhlichsten Stunden hatte er verlebt im Zirkel einiger angesehenen bürgerlichen Familien, mit welchen ihn seine Lehrer bekannt machten. Man darf behaupten, daß damals in seinem Gemüte die reine Flamme der ersten anspruchlosen Liebe aufloberte, abgefeimte, nichtbürgerliche Koketterie aber nur zu bald dafür sorgte, daß jene heiligen Gefühle ihre bestimmtere Richtung auf sinnlichen Genuß erhielten. Friedrich Wilhelm war ein schöner Jüngling; — er ist auch ein schöner Mann geblieben. Aus seinen Augen strahlte Mut und ungedämpftes Jugendfeuer. Seine Gesichtsbildung und seine Miene war sanft; seine Haltung, bei mittlerer Körpergröße, edel. Kraft und Gewandtheit sprachen aus allen Bewegungen des wohlge-

bauten Leibes. Zu Pferde erschien er jedem weiblichen Auge als ein ausgezeichnet herrlicher Mann.

Diesen feurigen Jüngling, in dessen Körper die volle Lebenskraft war, sandte man unter Aufsicht eines sehr gelehrten, aber durch die seltsamsten Eigenheiten ausgezeichneten Mannes, von dem es in dieser Hinsicht genug ist, zu sagen: daß er nie Gatte und Vater hat werden, nie die Freuden des häuslichen Glücks hat genießen wollen, — auf Reisen! Was konnte der gelehrte, nachmalige Bibliothekar Langer dem Prinzen sein? Väterlicher Freund doch nimmermehr! Und — wußte der Prinz, daß er in den Berichten seines Mentors an den durchlauchtigsten Vater fast immer als ein petit ignorant figurirte, woher sollte dann Vertrauen und kindlichfrohe Hingebung, ohne welche doch durchaus keine wohlthätige Einwirkung des ernstesten, erfahrenen Mannes auf die Charakterentwicklung des sprudelnden Jünglings gedacht werden mag, entstehen? Wie schien doch alles gleichsam absichtlich darauf angelegt, das herrlich kräftige Gemüt des jungen Fürsten zu verstimmen, und seinen ersten Ausbrüchen eine so schiefe Richtung zu geben, daß nur die angeborene eigene Kraft, in der Schule der bittersten Leiden und Erfahrungen geübt, nach unzähligen verfehlten Versuchen und harten Mißgriffen sich auf den rechten Weg zurückarbeiten konnte! — Wie, hat jene empfangene schiefe Richtung der verewigte Held, oder haben sie andere zu verantworten?

Als der Prinz, aus dem väterlichen Hause entlassen, in preussische Kriegsdienste trat, suchte der regierende Herzog ihn fortwährend in dem alten Zwang zu erhalten. Er ward daher in Magdeburg mit strengen Aufsehern und verhassten Aufpassern umgeben. Dieser unnatürliche Zwang dauerte sogar fort, als der Prinz in den Feldzügen von 1792 und 1793 schon Beweise hoher Tapferkeit und eines brennenden Ehrgeizes gegeben hatte, da er den schwarzen Adler-Orden trug, und als Oberst das in Halle

garnisonierende Thaddäische Infanterie - Regiment befehligte. Er fühlte sich auch da mehr beschränkt als der jüngste Fähnrich. Er durfte ohne besondere Erlaubnis keine Nacht abwesend sein, und wußte, daß die älteren Offiziere fast ohne Ausnahme den Auftrag hatten, ihn scharf zu beobachten und seinem Vater fleißig über sein Betragen Bericht zu erstatten.

Um so lieber hing er sich an junge, leichtfertige Offiziere, von denen er überzeugt zu sein glaubte, daß sie mit ihm gleiche Gefühle hätten, daß sie ihn nicht anschwärzen würden. Ihm ward kein erfahrener, ernster Freund gegönnt; darum gewannen junge Brauseköpfe seine Freundschaft, und sein Vertrauen schenkte er, wie in der Kindheit, Menschen aus der niedrigen, dienenden Klasse, weil er nur bei ihnen die Anhänglichkeit, die Treue und Hingebung zu finden vermeinte, welche sein Herz zur Befriedigung eines mächtig gefühlten Bedürfnisses erheischte. Unter solchen Umgebungen konnte es freilich an mancherlei jugendlichen Ausschweifungen nicht fehlen. Sie würden aber in jeder anderen Garnison ungleich weniger an die Oeffentlichkeit gekommen sein, als grade in Halle, wo der Herzog mit den Studenten in Fehde geriet. Wilde Jugendkräfte wirkten dort unmittelbar gegen einander, und rieben sich bald so heftig, daß die ärgstlichen Szenen daraus erfolgten. Der Prinz mußte, um seine fürstliche militärische Ehre zu retten, zu dem in Prenzlau garnisonierenden Regiment des Generals Kleist verlegt werden.

Eine wild verlebte Jugend ist jedoch nicht immer eine schlecht verlebte zu nennen. Heinrich V. von England war ein wilder Prinz und wurde ein großer König. So hatte auch Friedrich Wilhelm die angeborene Kraft eines hochauftrebenden Geistes im Taumel stürmischer Jugendfreuden nicht vergeudet. Ein Fürstenherz, und was fast mehr noch sagen will, eines deutschen Mannes Herz war ihm geblieben. Er fühlte sich unwürdig

behandelt bis zur Reife des männlichen Alters. Dieses Gefühl, verbunden mit dem des Zwanges in Verhältnissen, die ihm verschoben, zwecklos und fast kleinlich erschienen, äußerte sich zuweilen durch rohe Ausbrüche, welche Verleumdungen für Hange zur Gemeinheit, wohl gar für Anzeichen eines schlechten Charakters ausgaben. Sein kluger Vater hatte während einer langen Reihe von Jahren, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen, in den Zirkeln der großen Welt die ausgebreitetste Menschenkunde erworben; aber den wahren Menschen in seinen innersten Tiefen zu erkennen und richtig zu beurtheilen, das hatte er nicht gelernt. Davon zeugten wiederholte Mißgriffe bei der Wahl seiner Günstlinge. Sein freier, gewandter Blick schöpfte gewöhnlich nur die Oberfläche ab, — und leider drang er auch bei seinem Wilhelm nicht in das innere Heiligtum der stürmischen Gefühle, welche diesen seltenen jungen Mann rastlos hin und her warfen. So blieb stets eine Kluft zwischen Vater und Sohn. Die Erfahrungen und die eingelernte Lebensklugheit des ersteren fanden keine Empfänglichkeit im Gemüt des letzteren. Karl Wilhelm Ferdinand wollte den auflodernden Revolutionsgeist der Zeit durch nachgiebige Geschmeidigkeit dämpfen. Friedrich Wilhelm fühlte sich durch jenen Geist selbst exaltiert; aber er fühlte, wie ein echter deutscher Fürst, zugleich brennenden Haß gegen das leichtsinnige fremde Volk, dessen Auswurf am Hofe seines Vaters Auszeichnung, Geld und mehr als humane Gastfreundschaft empfing, doch gewöhnlich dafür mit schändlichem Undank, wohl gar mit schändlichem Verrat lohnte. Aus eben diesem Gesichtspunkt betrachtete er die damalige Politik des preussischen Kabinetts. Sein Urtheil war ungehäutert, aber im Grunde richtig, wahr und fest: auf solchem Wege müsse Preußen, müsse Deutschland untergehen und die Beute fremder Raubsucht werden; auch sei der Zeitpunkt nicht fern, wo das gefürchtete allgemeine National-

unglück eintreten, wo kein deutscher Fürst seines alten, heiligen Erbes mehr sicher sein werde. So hat er sich mehrere Male gegen seinen alten Lehrer Berthan, so gegen Menschen geäußert, die sein Vertrauen besaßen. Ueber den damals vorherrschenden Geist im preussischen Heere, wie über dessen innere Verfassung und Organisation konnte er gegen Vertraute nie ohne Bitterkeit sprechen. Ein Teil solcher Bitterkeit mochte freilich auf Rechnung des Zwanges und der scharfen Verhältnisse kommen, wodurch er sich selbst beim preussischen Heere befangen fühlte; sein patriotischer Unwille, der sich dabei gleichfalls äußerte, entsprang aber gewiß aus edlern Quellen. Wohl fehlte es dem Prinzen an hinlänglicher Geistesbildung, um die großen drohenden Erscheinungen der Zeit völlig zu begreifen und ihren furchtbaren Gang nach Ursache, Folge und Zusammenhang richtig zu erfassen; allein sein gesunder Verstand sah dennoch in manchen Stücken ungleich richtiger die Zukunft voraus, als viele überseine Politiker, welche sich unendlich über ihn erhaben dünkten.

In dieser Stimmung und bei diesen Ansichten erfuhr er die Absicht seines Vaters, ihn zu verheiraten, weil die Ehe des Erbprinzen kinderlos blieb, auch ein provisorisches Experiment anderer Art im fürstlichen Hause nicht die gewünschten Erfolge gehabt hatte. Wenn der Prinz jenes Experiment, wie wohl nicht zu bezweifeln steht, kannte, so muß jeder redliche Mann, so muß vor allem die erwiesener Wahrheit rücksichtslos huldigende Geschichte Friedrich Wilhelms Charakter und Selbstgefühl darum edel und achtungswürdig finden, daß er sich weigerte, eine Verbindung einzugehen, bei welcher hauptsächlich nur seine Procreationsfähigkeit in Anspruch genommen zu werden schien. Hier kam es nicht an auf romanhafte Begriffe von Liebe und Ehe, nicht an auf rohe oder feine Meinungen über das weibliche Geschlecht, sondern auf das ewig heilige Bewußtsein von der Würde des Menschen, der nicht, wie ein Tier,

Mittel zu fremden Zwecken sein will. Ein Bewußtsein, welches doch wohl mehr wert ist, als die mechanische Fähigkeit, seinen Stamm fortzupflanzen.

Uebrigens mußte der Prinz fürchten, unter den Augen seines Vaters als Ehemann noch viel ärgerlicher beschränkt und beobachtet zu werden, als es in seinen bisherigen Verhältnissen der Fall gewesen war. Er kannte ja die schimpflichen Szenen, welche in Braunschweig die angebliche Verschwendung des Erbprinzen herbeigeführt hatte. Ihm konnte ja nicht unbekannt sein, wie die kleinlichste Plusmacherei damals zur Tagesordnung gehörte, und wie viele geschäftige Aufpaffer und Angeber auf der Lauer stehen würden, um selbst seine häuslichen Verhältnisse zu belauschen, und ihren Bericht darüber zu erstatten. Dazu kam noch die beängstigende und wohlgegründete Furcht vor dem Ausbruche eines Orkans in der politischen Welt, der alle Berechnungen über Erbfolge im väterlichen Lande u. s. w. plötzlich zu Schanden machen konnte.

Nur seiner sanften, guten Mutter liebevolles Zureden bewog ihn also zur Nachgiebigkeit, und er vermählte sich am 1. November 1802 mit der Prinzessin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden. Es würde lächerlich sein, eine unter so widerwärtigen Auspizien und mit so widerstrebenden Empfindungen geschlossene Verbindung als Muster glücklicher Ehen darzustellen. Wer zu viel beweisen will, beweist am Ende gar nichts. So mag denn auch nicht geleugnet werden, daß diese Ehe, so lange sie kinderlos blieb, zuweilen durch stürmische Szenen getrübt wurde. Die Geburt des ältesten Prinzen Karl Friedrich August Wilhelm, war jedoch für die Braunschweiger ein wahres Volksfest. Die neuen Freuden und das heilige Vatergefühl entwickelten erst die schönen Empfindungen ehelicher Zärtlichkeit und Liebe in Friedrich Wilhelms Herzen. Er selbst trug den Erstgeborenen den glückwünschenden Abgeordneten mit sichtbarem Entzücken entgegen. Er

verkannte den glücklichen Eindruck nicht, welchen diese ungekünstelten Aeußerungen heiliger Naturempfindungen auf Braunschweigs Bewohner machten. Er konnte darauf rechnen, daß dadurch die widrigen Erinnerungen seines früheren Jugendlebens bei einem Volke, das mit so ausgezeichneteter Vorliebe an dem hochverehrten Fürstenstamme hing, völlig ausgelöscht werden würden. Er gelobte sich's also selbst, ein sanfter Gatte, ein guter Vater zu sein, und von nun an gewann die anspruchslose Tugend, erhielt die sanfte Herzensgüte einer liebenswürdigen Gattin den wohlthätigsten Einfluß auf seinen Charakter. Es gab Rücksälle, aber nie Szenen von so stürmischer Art, als früherhin vorgefallen waren. Zu Prenzlau und Braunschweig lebte vielmehr Friedrich Wilhelm von nun an in selten getrübttem häuslichen Frieden. Die Verleumdung schwieg, und doch gab es der Beobachter noch immer genug. Wer die Verhältnisse an Karl Wilhelm Ferdinands Hofe durchschaute, konnte jenes Schweigen nicht für ein gebotenes halten. Dem braunschweigischen Publikum ließ sich so etwas gar nicht gebieten. Darum darf man aus jenem Verstummen wirklich mit gutem Recht den Schluß ziehen: Friedrich Wilhelm führte damals mit seiner Marie, der er äußerlich die zarteste Aufmerksamkeit widmete, eine zufriedene, sein reiferes Mannesalter sanft beglückende Ehe. Da der Prinz durch den Tod seines Oheims, des Herzogs Friedrich August, am 8. Oktober 1805 zum Besiz des Herzogtums Oels und Bernstadt gelangte, wurden auch seine finanziellen Verhältnisse bedeutend verbessert, und er konnte unabhängiger von dem Zwange verhaßter Auspasserei fortan zu leben hoffen. Daß er selbst zur Regierung der väterlichen Staaten gelangen würde, dazu war auch damals noch sehr geringe Aussicht vorhanden. Der Erbprinz, von Ansehen ein rüstiger Mann ohne heftige Leidenschaften, hatte kaum das 40. Jahr erreicht. Noch war kein entscheidender Schritt getan.

um die beiden Prinzen Georg und August auf das Recht der Erbfolge oder Primogenitur (eines Grundgesetzes im fürstlichen Hause) Verzicht leisten zu lassen. Noch traf der regierende Herzog durchaus keine Vorkehrungen, seinen jüngsten Sohn in die Kammer, in das Geheimrathskollegium u. s. w. einzuführen, um ihm zur praktischen Kenntniss der Regierungsgeschäfte Anleitung zu geben, wie es doch mit dem Erbprinzen schon vor Jahren geschehen war. Vielleicht würde man es dem jüngsten Prinzen sehr übel ausgelegt haben, wenn er sich dazu gedrängt oder durch eigene Beobachtungen und Nachfragen genaue Einsicht in den Geschäftsgang u. s. w. zu erlangen gestrebt hätte. Der Reiz von außen her zu dergleichen Beschäftigungen fehlte ihm gänzlich, und da er selbst nicht hoffen mochte, jemals den Fürstenstuhl seines Vaters zu besteigen, so fehlte bei einer vernachlässigten und beinahe verkehrten Erziehung auch der Reiz von innen. Eben so beschränkt waren seine Verhältnisse in dem fast absichtlich mit Schulden überhäuften Fürstenthum Oels, wo es einzig auf kameralistische Sparsamkeit ankam, um dem Nachfolger des Herzogs Friedrich August ein jährliches Einkommen von etwa 10 000 Talern zu sichern. Unter solchen Umständen hätte es also wohl eines Wunders, einer Art von Inspiration bedurft, um selbst im gewöhnlichen Gang der Dinge den Herzog Friedrich Wilhelm urplötzlich zu einem geschickten Regenten zu bilden. Nur der gewaltige Andrang des furchtbaren Orkans, welcher bereits im Jahre 1805 Norddeutschland zu verheeren drohte, kann als zureichender Rechtfertigungsgrund für den staatsklugen Karl Wilhelm Ferdinand angeführt werden, warum er es vernachlässigte, seinen jüngsten Sohn auf den Stand- und Gesichtspunkt zu heben, von welchem aus der junge Mann mit freiem Blick den Umfang seiner künftigen Regentenpflichten überschauen und zugleich seine Schultern allmählich an die Last gewöhnen konnte, welche sie dereinst tragen sollten.

In eben dem Jahre, welches unseren Friedrich Wilhelm zum zweiten Male (durch die Geburt des Prinzen August Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich) mit Vaterfreuden beseligte, brach jener furchtbare Orkan los. Wie mit einem Gewaltschlage wurden plötzlich alle bisherigen Verhältnisse nicht nur verändert, sondern völlig über den Haufen geworfen. Ein schneller, höchst unerwarteter Tod endigte das Leben des Erbprinzen. Die Mütter, vermöge welcher die Prinzen Georg und August auf des väterlichen Erblandes Regierung verzichteten, war noch nicht einmal nach herrkömmlichen Formen ausgefertigt, als der unglückliche 14. Oktober die jammervollste aller Katastrophen herbeiführte. Friedrich Wilhelm, dessen Regiment bei dem Corps des Herzogs von Weimar (welches an der Schlacht keinen Theil genommen) stand, sah auf der Flucht durch Braunschweig seinen unglücklichen, tödlich verwundenen, von den bittersten Seelenschmerzen gefolterten Vater, unsern ewig unvergeßlichen Karl Wilhelm Ferdinand! Bei dieser traurigen Zusammenkunft wurde die Urkunde unterzeichnet, wodurch Friedrich Wilhelm (vermöge der Verzichtleistung seiner Brüder Georg und August) zum Nachfolger in der Landesregierung feierlich erklärt wurde.

Gibt es noch ein herberes Schmerzgefühl, als flüchtig sein rechtmäßiges väterliches Erbe verlassen, es Räuberhänden preisgeben und sogar das Auffangen der letzten Seufzer eines verehrten Vaters der kalten Pflicht bezahlter Diener anheimstellen zu müssen, so kann es nur das brennende Gefühl gekränkter Ehre, jenes höchsten Kleinods eines Militärs von ausgezeichnetem Rang, sein. Und auch dieses grausame Gefühl sollte der unglückliche Fürst kennen lernen, da sein Herz schon gebrochen, seine innerste Empfindung schon auf die entsetzlichste Folter gespannt war!

General Blücher, zu dessen Truppen das Armee-

corps des Herzogs von Weimar (nachdem derselbe das Kommando niedergelegt) gestoßen war, zog sich unter beständigen Gefechten mit einer dreimal überlegenen Macht nach Lübeck, und suchte sich daselbst zu befestigen. Die nacheilenden Franzosen ließen dazu keine Zeit. Am 5. November war Blücher nach Lübeck gekommen, am 6. November vormittags erschien bereits die Avantgarde des Marshalls Bernadotte. Die Brigaden der Generale Frère, Drouet, Leopold Berthier und Pactod drangen, unterstützt durch das Feuer von 16 Kanonen, gegen das Burgtor, dessen Verteidigung mit drei Bataillonen dem Herzog Friedrich Wilhelm anvertraut war. Fürchterlich wüthete das preußische Kartätschenfeuer unter den andringenden Franzosen. Allein ihre dicht zusammengeschobenen Schlachthaufen, immer vorwärts durch der Führer Zuruf und Strafe getrieben, ließen sich dennoch nicht aufhalten. Viele französische Sappeurs setzten mit wilder Wut über den Graben, stürzten auf die vordersten preußischen Kanonen und streckten mehrere Artilleristen zu Boden. Verwirrung entstand, und der Herzog glaubte nun die Kanonen einige Schritte zurückziehen zu müssen, um für ihr Feuer wieder freien Strich zu erhalten. Aber die rasenden Franzosen stürzten wie ein Strom nach, und zu gleicher Zeit drangen unter Legrand die korsischen Schützen durch das Mühlentor. — Lübeck wurde also unter fürchterlichem Gemetzel mit Sturm erobert, und Blücher mußte jene berühmte Kapitulation abschließen, wodurch er selbst mit 11 Generalen, 518 Offizieren und 9500 Gemeinen in französische Gefangenschaft geriet. Sein Bericht an den König gab als Grund der Erstürmung Lübecks und der daraus erfolgten Kapitulation die Nichtbefolgung seiner Befehle bei Verteidigung des Burgtores an. Tausend und abertausend Zungen nannten daher den Herzog von Braunschweig-Weilb. als den Unglücksstifter. Verteidigung, klare Darstellung des Her-

gangs der Sache und daraus geschöpfte vollständige Rechtfertigung ließ die unglücksvolle Zeit nicht zu. Friedrich Wilhelm trug die brennende Wunde gekränkter Ehre im Herzen, und verstärkte Abneigung gegen Preußen war davon die Folge. — Bittere Empfindungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüts bestimmen gewöhnlich auch die Ansichten des nicht vorurteilsfreien Geistes. Daraus mag man es sich erklären, wie in Friedrich Wilhelms Seele der Gedanke: die eigentümliche Verbindung seines Hauses mit der preussischen Monarchie habe größtenteils über seinen Stamm und dessen Erblande das Unglück gebracht, immer fester wurzelte.

Der Herzog ging von Altona, von dem Grabe seines unvergeßlichen Vaters in Ottensen, nach Karlsruhe, bald darauf nach Schweden, wohin vorerst ein großer Teil des väterlichen baren Vermögens in Sicherheit gebracht worden war. Beim Frieden von Tilsit schwand für ihn die letzte Hoffnung, durch Protektion des Kaisers von Rußland, oder durch Verwendung des ehrwürdigen Großherzogs von Baden, das väterliche Erbe wieder zu erhalten. Sein deutscher Fürstenstolz verschmähte es, demütig von dem großen Räuber zu erbetteln, was nur heiliges Recht forderte. Förmliche Verzichtleistung verlangte man von ihm nicht. Auch hat er, eine solche auszustellen, nie den Willen gehabt.

Im Friedens-Traktat geschah weder seiner, noch des Kurfürsten von Hessen Erwähnung. So schien denn sein gutes Recht durch nichts, als durch die zermalmende Gewalt Napoleons gefährdet zu sein. Niemandem hatte er Vollmacht gegeben, für ihn dem vollgültigsten Anspruch auf die braunschweigischen Lande zu entsagen. Er blieb im Kriegszustande gegen Napoleon und dessen raubfüchtige Rotte.

Der Tod seiner teuren Gemahlin (am 21. April 1808) traf fast zerschmetternd sein Gemüt. Alles war nun dahin,

was sein Leben versüßen, die im Innersten kochende Rache dämpfen, Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung seiner jetzt unausstehlich drückenden Verhältnisse gewähren konnte. Kein Trost, keine Ruhe mehr für ihn, als in der Ausführung des großen, kühnen Gedankens, der seine Seele schon damals stürmisch bewegte. Oesterreich rüstete sich, und seine Entwürfe, die schimpflichen Ketten fremder Gewalt zu sprengen, lagen klar am Tage. In Preußen glühte ein kaum verdecktes Feuer in tausend und abertausend Gemüthern. Der Tugendbund regte die Geister auf. In Hessen war die Flamme der Insurrektion dem Ausbruche nahe. In Tirol gor der wüthendste Ingrim. Brandstoffe waren in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Hannover hatte seine geheimen Werbungen für England. In Braunschweig war der heilige Glaube an baldige Erlösung aus den Banden der Knechtschaft, war die Sehnsucht nach der Erscheinung des rechtmäßigen Fürsten, wenigstens in den unverdorbenen Gemüthern der Volksmasse unzerstörbar. In gefährlicher Verkleidung hatte Friedrich Wilhelm diese und andere Gegenden des nördlichen Deutschlands durchstrichen. Biedere Männer hatten ihn aufgenommen, verborgen, und mit Gefahr für die eigene Freiheit weiter geschafft. Ein stets fortgesetzter, nicht minder gefährlicher Briefwechsel mit einigen altbraunschweigischen Offizieren und Geschäftsleuten nährte die Hoffnung allgemeiner Gärung und kraftvollen Aufstandes, sobald nur die Erlösung nahe. Der mächtige Reiz von außen her wurde verstärkt durch die noch ungleich mächtigere Stimme von innen. Nun galt es, die kühne Rolle eines zweiten Christian von Braunschweig zu übernehmen. — Aber es handelte sich um etwas höheres als das Gelübde, die Rechte einer schönen Frau*) bis in den Tod zu verfechten. Ehre, Rache, Vaterland,

*) Der verjagten Kurfürstin von der Pfalz im Anfange des 30jährigen Krieges.

Freiheit erlangen jetzt als hochbegeisterte Lösungsworte.

Friedrich Wilhelm, mit seinem Entschlusse im Klaren, sandte unter Aufsicht des Majors Fleischer seine Söhne nach Schweden und von da nach England in Sicherheit, damit die Krallen des Tigers sie nicht als Geiseln für den kühnen Vater zu packen vermöchten. Er selbst begab sich, auf die preussischen Kriegsdienste Verzicht leistend, im Anfange des Jahres 1809 nach Oels; dann nach Nachod in Böhmen. Von dort aus erscholl der Freiheit und des neuen Krieges Ruf. Berneritz, Korfes, Pott, die Girsewalds und andere altbraunschweigische Offiziere, die es verschmäht hatten, unter des Rüstlings Hieronymus Fahnen zu sechten; Dörnerberg, Ratte, Herzberg, Männer von ausgezeichnetem Mute und deutscher Kraft; viele vormalige preussische Offiziere, die mit der neuen Ordnung der Dinge und mit Preußens vorsichtiger Entwicklung seiner inneren Staatskraft, deren Tendenz sie nicht zu erfassen vermochten, unzufrieden waren; begeisterte Jünglinge aus Göttingens Hörsälen, wie z. B. der kühne, in Cataloniens Bergen zu frühen Heldentod findende Aler; ja sogar aus dem Staube geistloser Zahlen- und Tarif-Kalküls, wie der bei Delper schwer verwundete, kaum den Späthern der geheimen Polizei entronnene Grüttemann, und noch so manche andere, deren Namen im treuen Andenken des deutschen Vaterlandes unsterblich sind, fanden sich ein bei dem Herzog. Den edlen Trieb dieser braven Männer und Jünglinge muß man wohl unterscheiden von dem wilden Rißel der Rauf- und Raubsucht, welcher nicht minder wirksam sein mochte, manchen rohen Krieger oder brotlosen Abenteuerer dem Paniere Friedrich Wilhelms zuzuführen. Scharfe Sichtung des Weizens von der Spreu erlaubte die eiserne Zeit, erlaubten die beschränkten Verhältnisse des vom Grunde aus neu zu bildenden Korps keineswegs.

Preußens Politik, damals in ihrem Innersten erschüttert, hätte gern beide Augen zugebrückt, um nicht zu sehen, was auf Schlesiens Grenze, was selbst im Bezirk eines der preußischen Hoheit unterworfenen Vasallenthums vorging. Aber die Argusaugen der französischen wohlbesoldeten Spione waren nicht zu blenden. Drohende Mahnungen erschollen von Paris her, und Winke erfolgten sogar, daß französische Truppen von Glogau aus das Fürstenthum Dels besetzen würden, wenn der preußische Monarch dem dort getriebenen Unwesen noch länger ruhig zuschaue. Nun mußten, wie ungern sie auch befohlen wurden, schärfere Maßregeln gegen die Werbungen auf der Grenze Schlesiens genommen werden. Unter so kritischen Verhältnissen fand ein Mann, der als Sachwalter dem Herzog schon zu Breslau nützliche Dienste geleistet, und den er deswegen zu einem bedeutenden Posten in Dels befördert hatte, Gelegenheit, sich bei ihm nicht nur im Lichte des treuesten Dieners, sondern auch als ein Genie erster Größe geltend zu machen. Bei dem in der That außerordentlichen Unternehmen mochte der Herzog zu seiner Unterstützung solche Geister für unentbehrlich halten. Er konnte damals noch nicht nach Wunsch belohnen; aber er versprach tätige und ausgezeichnete Dankbarkeit für Aufopferungen, die vielleicht zum Theil mehr in großen Worten, als in wesentlichen, auch der ruhig prüfenden Vernunft ausgezeichnete Belohnung würdig erscheinenden, Diensten bestanden. Die Hindernisse, welche man von seiten der preußischen Regierung dem Unternehmen des Herzogs in den Weg legen mußte, vermehrten, unter mancherlei Verhörungen kleinlicher, gegen das preußische Gouvernement erbitterter Leidenschaften, seinen alten Groll. Oesterreich, das hohe Kaiserhaus, anerkannte ja Friedrich Wilhelm als selbständigen souveränen Reichsfürsten, trat mit ihm gewissermaßen in Allianz, und verhielt sogar, daß er mit seinen, auf eigene Kosten geworbenen und aus-

• gerüsteten Scharen, keinem österreichischen Feldherrn untergeordnet sein sollte! Man muß alle diese seltsamen Umstände wohl beherzigen, um die auffallende Animosität des Herzogs, als er nachmals zur braunschweigischen Landesregierung gelangte, nach ihren wahren Quellen zu beurteilen und zu würdigen.

Das Korps, welches aus Husaren, Ulanen, Jägern und leichter Infanterie bestand, wuchs schnell an. Die Reiterei war gut beritten. Zur Uniform wurde die Farbe der Nacht, zum Erinnerungs-Zeichen: es gelte Sieg oder Tod, der am Tschako befestigte Totenkopf mit kreuzweise gelegten Totenbeinen gewählt. Und in der That, das U r i m T h u m i m der schwarzen Schar bligte schreckensvoll ihren Feinden entgegen. Verachtung des Todes, ausharrender Mut, unbegrenztes Vertrauen auf des heldenmütigen Führers Leitung, charakterisierten diese Schar. Aber es lag auch in ihrer Organisation, daß strenge Disziplin und milde Schonung feindlicher Länder bei ihr nicht zu den hervorstechenden Tugenden gehörten.

Die Vortrupps, von R a t t e und D ö r n b e r g geführt, rückten am 14. Mai über Böhmens Grenze in die Lausitz. Die ersten Scharmügel mit den Sachsen, unter Oberst T h i e l e m a n n, fielen vor bei Peterswalde und bei Nollendorf. Friedrich Wilhelm erließ aus seinem Hauptquartier Zittau begeisterte Proklamationen. Mehrere Exemplare derselben kamen sogar auf der Post nach Braunschweig und in dessen Umgebungen, — denn auf treu ergebene Freunde rechnete man dort. Einigen brach jedoch der Angstschweiß aus, als sie in dem unverdächtigen Kuvert die gefährlichen Brieffschaften entdeckten! Die Kraft, der Mut, das Vertrauen zur guten Sache waren nur in der Masse des Volkes noch wirksam, weil da der Glaube an einen gerechten Gott und an ein strafendes Weltgericht noch lebendig glühte. Und, laßt es uns demüthig bekennen: dieser Glaube, nicht der klugen Verstand, nicht der schlauen

Politik künstliche Berechnung, hat uns errettet aus der schmachlichsten Sklaverei. Ein Held, ein Feuergeist, ein glaubensvoller Mensch, wie der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm wahrhaftig war, mußte und konnte auf diesen Talisman nicht rechnen; sonst wäre freilich sein kühner Heldenzug nur Tollkühnheit gewesen, wofür ihn so viele damals hielten.

Der Uebermacht, womit Thielemann die schwarze, kaum 1200 Mann starke Schar am 30. Mai bei Zittau anfiel, mußte sie freilich weichen und sich auf ihren Rückhalt nach Krottaw zurückziehen. Aber das Blatt wandte sich geschwind. Der Held kehrte zurück, und Zittau mußte aus Gründen, die das Kriegerrecht allerdings zuließ, eine Kontribution von 6000 Talern erlegen. Nun erhoben die Sachsen in dem böhmischen Grenzstädtchen Rumburg eine gleich starke Summe, und dadurch hauptsächlich ward das Signal zur österreichischen Invasion, worauf der Herzog lange geharrt hatte, gegeben.

Dem österreichischen Korps, welches unter General Am Ende vordrang, vermochte Thielemann nicht zu widerstehen. Die schwarze Schar erschien am 11. Juni vor Dresdens Thoren, und rückte ohne Widerstand ein. Am Ende folgte mit 10 000 Mann und 13 Stücken Geschütz. Der Herzog ließ sich verleiten, während eines achttägigen Aufenthalts in Sachsens Hauptstadt sein Korps durch etwa 300 Mann, die ihm aus der rohesten Pöbelmasse zuströmten, zu verstärken. Solche Menschen, deren Hauptabsicht Raub und Plünderung war, die in Wildthat beträchtliche Summen erpreßten, und sich mehrerer Exzesse schuldig machten, befleckten den Heldenruhm der schwarzen Schar. Der wilde Banden erstes Aufbrausen vermochte selbst der Herzog nicht gleich zu zügeln. Wie schmerzlich mußte es ihm sein, aus Deutsch-Bagrat, dem Hauptquartier des österreichischen Oberfeldherrn, folgendes Schreiben zu erhalten: „Mit Leidwesen, welches Ew. Liebden gewiß mit mir teilen

werden, habe ich erfahren, daß die Truppen Ew. Liebden im Königreich Sachsen sich Ausschweifungen, Erpressungen und Gewalttätigkeiten erlaubt haben, welche den Ruf der Armee entehren, die Plackereien des Feindes vergessen machen, und der guten Sache, durch die Erbitterung des Volks, höchst gefährlich werden. Ich habe dem Feldmarschall-Leutnant R i e n m a y r, dem ich das Kommando der Kaiserl. Königl. Truppen in Sachsen übertragen, befohlen, kund zu machen, daß er jeden Erzeß, gleichviel ob er von Kaiserl. Königl., oder heßischen, oder braunschweigischen Truppen begangen würde, nach der ganzen Strenge militärischer Gesetze ahnden soll. Dieses Mittel ist, so lange die Truppen Ew. Liebden einen Teil des Armee-Korps in Sachsen ausmachen, unerläßlich. Eine Schar von Leuten, die vor der Hand noch kein Vaterland haben, kann nur durch die Furcht vor dem gemeinschaftlichen Kommando im Zaum gehalten werden. Ich muß Ew. Liebden ersuchen, diese Maßregel in Ihrer Truppe gleichfalls bekannt zu machen.“

Carl, Erzherzog.

Dieses zur öffentlichen Kunde gelangte Dokument gab den Zeitungsschreibern und Journalisten, unter Oberaufsicht der hohen westfälischen Polizei, erwünschte Veranlassung, die schwarze Schar und ihren heldenmütigen Anführer mit den schimpflichsten Namen zu belegen. Schüchtern verschwiegen auch nachher die Meisten, wie bald jener Erzeße Fortsetzung durch die strengsten Verfügungen des Herzogs abgeschnitten wurde, und wie das Korps, bei dem nachmaligen Durchbruche zur Nordsee hin sich in Feindes Lande mit einer Mäßigung betrug, wogegen die losgelassene But der holländischen Division G r a t i e n, und leider auch das zügellose Betragen der westfälischen Truppen unter K e u b e l s Befehlen, gewaltig abfiel.

Als der Herzog nach Leipzig vorrückte, erließ er von Hubertsburg aus (25. Juni) einen Aufruf an die ihm ent-

gegen getriebenen westfälischen Krieger. Ihnen rief er zu: „Ihr, Deutsche! wollt gegen Deutsche fechten! Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, wollt eben diese Fremdlinge mit Eurem Blute schützen! — Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner und Ihr alle, die Ihr den hohen Namen Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schändlichen Joch zu befreien, unter dem es schon lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen; kein günstigerer erscheint wieder usw.“

Obgleich Dö r n b e r g diesen Aufruf mit einem ähnlichen begleitete, so blieb doch die Wirkung beider sehr gering, und nur zufällig kamen aus der westfälischen Armee, deren Avantgarde damals der berühmte d'Albignac führte, einige Jünglinge zum Korps des Herzogs von Braunschweig. Die Vorlesungen des österreichischen Befehlshabers aber waren so getroffen, daß Dresden am 29. Juni wieder verlassen werden mußte, also auch der Herzog gezwungen wurde, mit seinem fast zu 2000 Mann angewachsenen Korps bis Chemnitz zurückzuweichen, wohin ihn der bald nachher als Obervorsteher der geheimen Polizei gebrandmarkt General Bongars mit zwei Reiter-Regimentern und einem Bataillon Fußvolk verfolgte, ohne den geringsten Vorteil über die Schwarzen erringen zu können.

Die im westfälischen Moniteur mit den pomphaftesten Worten verkündigte Befreiung Sachsens durch Hieronymus Heer war jedoch von sehr kurzer Dauer; denn schon am 14. Juli wurde Dresden zum zweiten Mal von den Oesterreichern besetzt. Allein nun machte auch der unerwartete Waffenstillstand von Tnaim der ganzen Episode des österreichischen Krieges in Sachsen ein plötzliches Ende. Feldmarschall-Leutnant Kienmayer setzte den Herzog Friedrich Wilhelm von jenem Waffenstillstande in

Kenntnis, und fügte die Versicherung hinzu: der Herzog solle mit in die ferneren Unterhandlungen aufgenommen werden, sobald er Verzicht darauf leiste, als selbständiger deutscher Reichsfürst behandelt zu sein.

Friedrich Wilhelms innerstes Gefühl empörte sich gegen das Anfinnen. Nachdem er mit seinen Vertrauten sich beraten, versammelte er die Offiziere des Korps und legte ihnen den gefaßten Entschluß vor, sich bis zur Weser-Mündung durchzuschlagen, um von da auf bereit liegenden englischen Schiffen nach den Küsten des freien Albion zu steuern, wo freundliche Aufnahme, Gelegenheit zur fortgesetzten Rache gegen den verhaßten Feind und reichlicher Lohn der Tapferkeit ihrer harre. Indessen stellte er jedem frei, zu bleiben, oder ihm zu folgen. Mehrere vormalige preussische Offiziere benutzten (von einem gewissen Otto aufgeheßt) diese Gelegenheit, den Herzog zu verlassen und in ihr Vaterland zurückzukehren. Der bei weitem größere Teil aber, welcher kein anderes Los, als das damals schon bekannt gewordene der mit Schill ausgezogenen und in französische Kriegsgefangenschaft geratenen Offiziere erwarten durfte, verband sich auf Leben und Tod mit dem Helden, dessen Begeisterung auch die Soldaten für das seltene Wagemuth exaltierte. Die Umstände wirkten allerdings günstig mit, um das heroische Unternehmen durch glücklichen Erfolg zu krönen. Oeffentliche Nachrichten erklärten die schwarze Schar für aufgelöst und fast verlaufen; Thielemann dachte daher an keinen Angriff. Die holländische Division Gratien befand sich in Franken. Die Gardes des Königs von Westfalen hatten wieder Kassel besetzt. Neuhel zog mit etwa 6000 Mann zwischen Bremen, Celle und Lüneburg herum, weil die dortige Gegend durch die Landung der Engländer bei Rugbarn in Unruhe versetzt war. Zwischen Leipzig und Braunschweig gab es gegen Ende Juli, wenn nur die Nähe Magdeburgs vermieden wurde, kein bedeutendes Truppen-

Korps, welches entscheidend den schnellen Marsch der schwarzen Schar aufzuhalten vermochte.

Friedrich Wilhelm war bereits den 25. Juli vor Leipzig. Einige hundert sächsische Reiter, die in der Stadt lagen, wagten es, ihm entgegen zu rücken. Die Vortrupps der Schwarzen stießen auf sie bei Konnewitz und jagten sie nach kurzem Scharmügel durch die Stadt. Der Herzog selbst erschien folgenden Tages, und nun mußte die Stadt eine, in Rücksicht ihres Reichthums sehr unbedeutende Kontribution erlegen. Die Raubsucht der Soldaten führte einige Exzesse herbei. Der Herzog verwarf alle Denunziationen gegen Personen, die ihn und seine Braven öffentlich verleumdet und mit den gehässigsten Schimpfworten belegt hatten. Verräther, die nicht mit Worten allein, sondern mit der That zu seinem Verderben wirkten, ließ er jedoch nicht ohne Züchtigung entkommen. Nach französischer Sitte würde die Kugel ihr Lohn gewesen sein; der deutsche Held beschränkte ihre Strafe auf eine tüchtige Tracht Schläge, und man hat ihm dies als unumstößlichen Beweis eines bösen Herzens angerechnet! Möge darüber jeder Unbefangene sein Urtheil fällen!

Nachdem aus den königlichen Kassen in Leipzig das vorrätige Geld erhoben war, begab sich der Herzog aus seinem Freilager zwischen dem Hallischen und Grimmaischen Tore am 26. Juli abends auf den Marsch nach Halle. Dort dachte niemand an Verteidigung. Auch die Veteranen-Kompagnie war von Halle abgezogen. In einem gewöhnlichen Gasthause nahm der Herzog Quartier. Seine Schar zerstreute sich durch die Gassen, und an den öffentlichen Gebäuden wurde nun der preussische Adler wieder aufgehangen. Für die Jäger-Kompagnie ließen einige junge Leute sich anwerben, dann ging nachmittags (den 27.) der Marsch über die hohe Brücke beim Nikolaus-Tore ins Mansfeldische.

Schon hatten Eilboten die westfälischen Militärbehörden in der Nähe und Ferne von dem, was vorgefallen, benachrichtigt. Von Erfurt aus setzte sich Grätien in Bewegung. Von Bremen her zog Reubel mit seiner, durch ein Bergisches Regiment verstärkten Division heran. Von Magdeburg aus rückte das fünfte westfälische Linien-Infanterie-Regiment unter Meyronnet nach Halberstadt, um die nach Braunschweig führende Straße zu sperren. Unter so drohenden Umständen bedurfte es wirklich keiner gemeinen strategischen Klugheit, um den Feind über des Herzogs wahre Absicht und über die eigentliche Richtung des Marsches zu täuschen. Also wurden starke Trupps in die Gegend von Magdeburg gesandt, um dort den Anmarsch der schwarzen Schar zu verkündigen. Andere Haufen alarmierten die Umgebungen von Merseburg. Doch stießen alle unweit Quedlinburg wieder zum Hauptkorps, und der Herzog erfuhr mit Gewißheit, daß er auf seinen Flanken kein bedeutendes feindliches Korps zu fürchten habe. Unterdessen war doch das fünfte westfälische Infanterie-Regiment mit kriegerischer Musik in Halberstadt eingezogen, und Oberst Meyronnet hatte dort der ängstlichen Munizipalität die Versicherung erteilt: er erwarte nur noch Geschütz und Reiterei, dann werde er ausrücken, um die schwarze Bande zu vernichten. Diese Bande ließ nicht lange auf sich warten. Schon um 6 Uhr abends (30. Juli) erschien ihr Vortrab. Eilig rückten ihm einige Kompagnien entgegen; alle übrigen besetzten die Mauern und inneren Stadttore.

Das blutige Gefecht, welches nun die schwarze Schar zu bestehen hatte, war keineswegs ein freiwilliges. Ein ganzes Regiment, welches ihm auf den Fersen gefolgt sein würde, durfte der Herzog durchaus nicht im Rücken lassen. Sein Angriffsplan war klug und einfach. Der Hauptsturm ging auf das Harsleber Thor; die nach Magdeburg, Blankenburg und Braunschweig führenden Tore wurden nur beobachtet. Die Westfalen fochten mit Erbitterung. In die

Stadt wurden sie zwar schnell zurückgeworfen, aber von den Mauertürmen und aus den hart an der Mauer liegenden Häusern unterhielten sie ein mörderisches Feuer. Die Stadt konnte also nicht länger geschont werden! Das Harsleber Thor wurde gesprengt. Durch angelegtes Feuer bemächtigte man sich auch der anderen; dann begann in den Straßen ein wütendes Gefecht; die Westfalen hatten sich zum Theil in die Häuser geworfen und schossen aus den Fenstern. Wie rasend verteidigten sich etwa vierhundert derselben beim Magdeburger Thore und in der Nähe des Domplatzes. Man bot ihnen Pardon; ihre Antwort waren immer neue Salven. Da befahl der Herzog, welcher, selbst meuchelmörderisch angegriffen, sich genötigt sah, einen westfälischen Gendarmen niederzuhauen (nach anderer Lesart hat ihn der Jäger Oppenberg niedergestreckt), mit Kartätschen unter die Rasenden zu feuern. Dabei rief man ihnen zu: wer sich jetzt nicht ergebe, werde ohne Gnade niedergejäßelt! Dieses Schreckmittel wirkte. Alles ergab sich. Das ganze Regiment mit seinem Obersten fiel in der Sieger Hände. Auf den Gassen lagen über dreihundert Tote und Verwundete. Mancher brave Schwarze hatte hier sein Ende gleichfalls gefunden. Sogar einige Bürger Halberstadts zählte man unter den Toten. In einem so wilden Sturme konnte es an rohen Plünderungsszenen nicht ganz fehlen. Die Halberstädter wissen noch von der grausenwollen Nacht zu erzählen! —

Am folgenden Abend war die schwarze Schar bereits in Hesse, und ohne Verzug rückte sie von da nach Braunschweig. Die klugen Leute gerieten dort in eine höchst ängstliche Stimmung, — der große Haufe jubelte laut. Die seltsamste Katastrophe war eingetreten! Der Druck einer Proclamation, wodurch der Herzog feierlich — mit Bezug auf die Entsagungs-Acte seiner Brüder — von den braunschweigischen Landen Besitz nahm, ward scheinbar mit Gewalt in der B i e w e g s e n Offizin erzwungen: dann die

Schrift durch schimpfende schwarze Husaren an die Straßenecken geheftet und unter die gaffende Menge ausgeteilt. Wenn der Erfolg die Klugheit und Zweckmäßigkeit der Maßregeln erweist, so war das eine sehr kluge und zweckmäßige Maßregel. Damals konnte sie jedoch kein unbefangener Beobachter dafür erkennen, denn es war nur eine halbe Maßregel, und das Spiel stand so, daß alles gewagt werden mußte. Aber glücklicherweise entschied auch dieses Mal den Gang der Dinge eine höhere Macht.

Der Herzog wußte selbst am besten, in welcher verzweifeltsten Lage er sich befand. Kaum erkannten ihn seine alten Bekannten wieder. Ein starker brauner Knebelbart und ein noch stärkerer Backenbart überschatteten das von der Sonne verbrannte Gesicht und standen im grellsten Kontrast mit den weißen Augenbrauen. Die Miene blieb ernsthaft, der Blick finster; keine Spur mehr von der alten Jovialität, von dem jugendlichen Leichtfinn. Die Kleidung war ein einfacher, schwarzer Poltród; den kleinen Stern des Schwarzen Adler-Ordens sah man kaum unter dem Bändel, woran der Säbel hing, hervorsichimmern. Eine ganz unverzierte Mühe bedeckte das von schweren Sorgen belastete Haupt. Ruhe gab's nicht in der Vaterstadt; jeder Augenblick war kostbar, die Gefahr auf allen Seiten dringend. Gratiens Vortrab näherte sich schon Wolfenbüttel; Reubel kam von Celle in Eilmärschen heran. Man durfte es nicht wagen, die ermüdeten Truppen bei den Bürgern einzuquartieren. Das Korps, seinen heldenmütigen Führer in der Mitte, blieb also im Freilager am Petritore. Ein kleiner, aus Fußjägern bestehender Nachtrab beobachtete die Straße nach Wolfenbüttel. Husaren-Pikets waren über Delper hinaus auf die Straße nach Celle geschickt, um von Reubels Annäherung schnelle Kunde zu erhalten. Die Blutarbeit für den folgenden Tag war gewiß. Erwartung und bange Ahnung der Dinge, die da kommen sollten, beschäftigten alle Gemüther. In der be-

ängstigendsten Spannung befanden sich besonders die westfälischen Stadt- und Departementsbehörden; vormalige braunschweigische Staatsdiener, dem alten Fürstenhause mit herzlicher Zuneigung ergeben, aber doch unwillkürlich emporblickend nach dem Schwert, welches, wenn das Spiel schlecht endete, am seidenen Faden über ihrem Haupte schwebte. Die Bürger, für ihr Eigentum besorgt, wagten auch keine entschiedene Partei zu nehmen. Der Ausgang sollte erst lehren, was ferner zu tun sei. Nur an Speise und Trank ließ man es der Schar nicht fehlen.

Die stürmische Jugend allein erhob sich über alle jene ängstlichen Rücksichten. Lehrlingen entliefen den Meistern, Schüler den belommenen Lehrern; Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um Blut und Leben zu weihen dem Kampfe für Vaterland und Freiheit. Der Herzog mochte mehr erwartet haben in seiner Vaterstadt. Was er sah und fand, mußte ihn aufs bündigste überzeugen, daß Glaube, Kraft und Vertrauen auf höheren Beistand nicht in den aufgeklärten, sondern nur in den niedrigen Ständen noch lebendig wirkten. Man darf diesen Umstand nicht vergessen, um Friedrich Wilhelms seltsame Popularität bei seiner nachmaligen Rückkehr gerecht zu würdigen!

Rührend legte er selbst das Gefühl der mächtig drängenden Gefahr, aber auch zugleich ein echt religiöses, hoch begeisterndes Vertrauen auf der Allmacht Beistand für die gerechte Sache zu Tage, indem, bevor der Kampf begann, seine Getreuen mit ihm das schöne Lied anstimmten: „Dir trau ich Gott und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht, der letzte Funke schwindet usw.“ — Sieg oder Tod war nun die Lösung; doch wurden Vorkehrungen, welche den glücklichen Ausgang des Gefechts sicherten, mit vieler Umsicht genommen. Es kam nämlich besonders darauf an, ein Terrain zu wählen, auf welchem der Herzog seine kleine, höchstens 1500 Mann starke Macht, dem Ueberbilde des in ungleich größerer Zahl heranrückenden Feindes ent-

ziehen, und seinem Gegner zugleich die Furcht einflößen könnte: daß der größte Teil der männlichen Bevölkerung Braunschweigs zur kraftvollsten Reserve der schwarzen Schar dienen werde.

Die Hauptmacht des Herzogs wurde also zwischen Braunschweig und dem kaum eine Viertelmeile entfernten Dorfe Delper aufgestellt. Gegen die Ausgänge des Dorfes, durch welches die Angriffskolonne der Westfalen notwendig vorbrechen mußte, hatte Korfes vier Kanonen gerichtet. Hinter den Hecken des Biellschen Gartens und in den Gräben waren Jäger versteckt. Die übrige Infanterie blieb mehr rückwärts in Reserve. Die Husaren und Ulanen deckten die linke Flanke nach dem Pawellschen Holze hin, und beobachteten zugleich die Straße nach Hannover. Die rechte Flanke lehnte sich dagegen an die bruchigen Niederungen des Oster-Tals. Die Brücke bei Veltenhof war abgebrochen, und so der rechte Flügel gegen Umgehung völlig geschützt.

Reubel begann den Angriff gegen fünf Uhr nachmittags. Korfes, welcher das Geschick der Schwarzen befehligte, begrüßte aber die aus Delper vorbrechenden Haufen mit einem so mörderischen Kartätschenfeuer, und die hinter den Hecken vorteilhaft postierten Jäger tirillierten so nachdrücklich, daß jeder Versuch des westfälischen Heerführers, freies Feld vor dem Dorfe zu gewinnen, um dann in Massen formiert über das kleine Häuflein herzustürzen, vereitelt wurde. In der Hitze des Gefechts schonte sich der Herzog so wenig, daß ihm sein Pferd unterm Leibe getötet ward. Reubel versuchte nun den linken Flügel des Gegners vom Pawellschen Holze her mit Erfolg anzugreifen, und ließ deswegen das erste westfälische Kürassier-Regiment vorsprengen. Allein die schwarzen Husaren stürzten den wenig kampflustigen Reitern mit lautem Hurra entgegen, und zu gleicher Zeit gaben zwei neben dem weißen Kasse aufgeführte Kanonen einige so nachdrückliche Salven gegen das Holz hin, daß die ganze westfälische Reiterei Reißaus nahm,

und sich im freien Feld gegen die furchtbaren Schwarzen nicht weiter zu zeigen wagte. — Die einbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht ein Ende; 1500 kühne, hochbegeisterte Krieger hatten über 5000 westfälische Knechte den rühmlichsten Sieg ersochten. Es war nicht einmal nötig, Delper, wie der Herzog gewollt, durch Ueberfall während der Nacht zu nehmen, denn die ausgesandten Husaren brachten sichere Nachricht von Reubels völligem Rückzuge.

Dessenungeachtet war diese Nacht (vom 1. auf den 2. August) eine der schrecklichsten für den bekümmerten Helden. Viele Offiziere, besonders Kompanie-Chefs seines Korps, welche das Wunder des Reubellschen Rückzugs nicht zu begreifen vermochten, vielmehr heimliche Tücke zur gänzlichen Einschließung und Gefangennehmung der schwarzen Schar dahinter vermuteten, drangen in den Herzog mit Ungestüm: er möge jetzt noch eine Kapitulation abschließen, die ihnen Leben und Freiheit sichere. Strenge von seiten Friedrich Wilhelms würde in diesem gefährlichen Augenblick Auflösung aller Bande der Subordination zur Folge gehabt haben. Er vertröstete also die Unruhigen, und wies ihr Begehren nicht ganz von der Hand. Sechzehn Offiziere forderten nun den Abschied, und gegen Morgen lief die Nachricht ein, Gratiens Avantgarde habe bereits Wolfenbüttel hinter sich. Blieb also Reubel vor oder in dem Pawellschen Holze stehen, und sperrte die Straße nach Hannover, so war der Herzog, von vorn und hinten zu gleicher Zeit angegriffen, ohne Rettung verloren, oder die Bürger Braunschweigs hätten den heroischen Entschluß fassen müssen, in Masse an dem Kampf teilzunehmen, um Leben und Eigentum für ihren rechtmäßigen Fürsten aufs Spiel zu setzen.

So wenig zu solch einem verzweifelten Unternehmen in Braunschweig Willen und Kraft vorhanden waren, so unseugbar bleibt es doch, daß Reubel dergleichen fürchtete, da er mit bewaffneten Augen, vom Delper Turme

her, eine zahllose Menschenmenge, welche die noch nicht abgetragenen Bastionen des braunschweigischen Walls beim Petri- und Wenden-Tore bedeckte, gar wohl bemerken konnte. Auch ließen sich unter der schwarzen Schar, sogar zwischen den am weitesten vorgeschobenen Jägern, mehrere Personen in bürgerlicher Kleidung sehen, die am Gefecht thätigen Anteil nahmen. Die Furcht, mit jener wild begeisterten Volksmasse in einen Kampf zu geraten, welcher, bei der widrigen Stimmung der westfälischen Soldaten, schlechterdings keinen günstigen Erfolg versprach, darf man daher als Hauptursache des sonst unbegreiflichen Rückzugs gelten lassen. Reubel zog sich bei Schwülper über die Oker, und kam in weitem Bogen (den 2. August) auf der andern Seite gegen Braunschweig heran, nicht sowohl um die Schwarzen mit größerem Erfolge vor dem Stein- oder August-Tore von den mutlosen Westfalen angreifen zu lassen, als vielmehr sich mit der holländischen Division, deren Anmarsch ihm kein Geheimnis sein konnte, in unmittelbare Verbindung zu setzen, und so verstärkt die schwarze Schar, selbst wenn sie von den Bewohnern Braunschweigs im Kampf unterstützt würde, zu vernichten. In dieser Voraussetzung hatte der strategische Mann seinen Truppen Braunschweigs Blünderung verheißen, und, wie es sich leider nachher zeigte, war diese teuflische Lockspeise nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Welch ein unauslöschlicher Schandfleck für den deutschen, für den braunschweigischen Namen, wenn die Entschlossenheit des Präfekten Henneberg das heillose Blünderungs-Versprechen nicht zu Schanden gemacht hätte!*)

Während Reubels und Gratiens Truppen ohne den geringsten Widerstand durchs August-Tor, denn vor den übrigen hatte der Herzog die Brücken abwerfen lassen, ein-

*) Es waren unter den westfälischen Truppen viele geborene Braunschweiger, besonders unter dem 1. Kürassier-Regiment; aber auch unter der Infanterie.

zogen, eilten die Schwarzen auf der Straße nach Hannover, wo ihnen nichts entgegen stand, fort. Aus Hannover flog der französische Gouverneur, der Intendant, die fremden Behörden. Der Herzog hielt den 3. August in der London-Schenke offene Tafel, während seine Husaren aus dem Gießhause vier neue Kanonen abführten und noch mancherlei Effekten erbeuteten, deren Wert auf 7000 Taler geschätzt wurde. Doch durfte man auch in Hannover nicht lange verweilen. Den 4. August marschierte also das Korps über Nienburg nach Hoya, und kaum war dort die Abbrechung der Weserbrücke zustande gebracht, als Reubels Vortrab erschien. Glücklicherweise hatte die englische Expedition gegen Holland den Herzog von der Division Gratien, welche gerade jetzt zur Verteidigung der holländischen Küsten abgerufen wurde, befreit.*) Den Westfalen aber schien es mit eifriger Verfolgung der Schwarzen kein rechter Ernst zu sein. Diese richteten ihren Marsch am 5. August nach Syke, von wo aus Korfes mit 40 Husaren, 150 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen detachiert wurde, um die verfolgenden Westfalen irre zu leiten, während des Herzogs Hauptkolonne nach Elsfleth ging, und in der Nacht über Delmenhorst fortzog. Am 6. August setzte das Korps über die Hude. Korfes kam von seinem Seitenzuge auch wieder heran, hielt durch einige trefflich gerichtete Kanonenschüsse die westfälischen Vortrupps von sich ab, passierte glücklich den kleinen Fluß Orte, und schiffte sich ein. Bei Helgoland kam er wieder zum Haupt-Korps.

Unterdessen hatte der Herzog, den bösen Willen mancher Bremischen und Oldenburgischen Behörde mit Gewalt brechend, auf der Weser alle zur Einschiffung tauglichen Fahrzeuge in Requisition gesetzt. Die Infanterie wurde bei Elsfleth, die Kavallerie — nachdem die Pferde um jeden

*) Die Engländer waren am 30. Juli auf Balthern, Schouwen und Südbelvand zugleich gelandet.

Preis verschleudert waren — bei Brate eingeschifft. Friedrich Wilhelm war der allerletzte. Erst um 6 Uhr abends des 7. August begab er sich an Bord der amerikanischen Brigg the Shepherdess; 22 Offiziere begleiteten ihn. Inzwischen hatte man noch nicht alle Gefahr überwunden. Von Bremerlehe aus geschahen über 40 Schüsse auf die Brigg, welche den Helden trug. Am Strande verfolgte dänisches Geschütz die Fahrzeuge, und zwei derselben wurden wirklich von den Dänen, in Verbindung mit französischen Douaniers, genommen. Endlich erwartete Lord George Stuart mit seiner Flottille die Heldenschar am Ausflusse des Stroms. Alle englischen Schiffe salutierten und flaggten. Friedrich Wilhelm bestieg mit seinem Generalstabe die königliche Brigg Mosquito, und den 14. August traf die Flottille im Hummerflusse ein. Das kühnste, seltsamste, für die Nachwelt, ohne Enthüllung der mitwirkenden Umstände unbegreiflichste Abenteuer war glücklich bestanden. Wenn wir die nackte Tatsache, daß 1500 Krieger von der böhmischen Grenze bis zu den Küsten des deutschen Meeres, durch wenigstens ebenso viele tausend, in allen Kriegskünsten wohlgeübte Feinde auf mehreren Seiten verfolgt, und mit gewaltiger Uebermacht oftmals von ihnen angegriffen, sich dennoch glücklich Bahn gemacht, und ohne bedeutenden Verlust ihr Ziel erreicht hätten, in den Geschichtsbüchern des Livius, Curtius usw. läßen, so würde freilich die strenge Kritik nicht unterlassen, solche Erzählung, wenn nicht für fabelhaft, doch für höchst übertrieben zu erklären. Und gleichwohl hat eben dieses Wunder sich vor unsern Augen zugetragen; und wenn ein Xenophon den Heldenzug der schwarzen Schar, wie den der 10 000 Griechen beschriebe, so würde er ja nach seiner einfach erhaltenen Darstellung durch den Donneruf: das Meer! das Meer!*) unser teilnehmendes Gefühl ebenso gut für

*) δαλatta! δαλatta!

jene wie für diese in Anspruch nehmen können. Aber das Unerhörte, das Große und wahrhaft Heroische ist uns eine Torheit geworden, weil wir's nicht begreifen. Damit wir's also begreifen, nehmen wir lieber zu dem Kleinlichen, Elenden, Verächtlichen unsere Zuflucht: Reubel war bestochen, den Herzog mit seiner Scharentwischen zu lassen! Wie, diesen Reubel, den Günstling des Königs von Westfalen, den reichen Donatär, den ersten Divisionsgeneral des westfälischen Heeres, hätte der arme, von Land und Leuten verjagte, nur durch den Glauben an höheren Schutz des Himmels noch gegen Verzweiflung gesicherte Herzog von Braunschweig bestehen, oder ihm für alles, was aufgeopfert werden mußte, hinreichenden Ersatz bieten können? Eine solche Erklärung des Wunderbaren ist lächerlich und hämisch zugleich, — und dennoch war sie leider sehr allgemein. Aber einer langweiligen Widerlegung bedarf sie für den unbefangenen Beobachter jener Zeit durchaus nicht!

Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Böhmen bis zur Nordsee bleibt in den Annalen der vaterländischen Geschichte unvergessen. Des deutschen Helden hoher Kriegsruhm ist dadurch für immer bewährt, und der kleine Flecken von Lübeck rein ausgetilgt. In allen Gemüthern, die des Enthusiasmus für große Thaten noch fähig waren, stand Friedrich Wilhelm nun hoch als kühner Held und hoch als edler Mensch, dem nicht das Leben das höchste der Güter, sondern dem unbesleckte Fürstenehre ein noch viel köstlicheres Kleinod dünkte. Selbst in dem Benehmen der Feinde sah man Spuren von Ehrfurcht gegen den Mann, welchen früherhin ihre besoldeten Schreiber so niedrig geschmäht hatten. Die mit Schreden gemischte Achtung der Bösen zeigte sich durch kleinliche Furcht vor der Anhänglichkeit des Volkes an seinen Liebling. Sie bewies sich durch die ängstliche Geschäftigkeit, womit man Dosen und Pfeifenköpfe, die mit dem Bildnisse Friedrich

Wilhelms geziert waren, nachspürte und solche konfiszierte. Sie war endlich unverkennbar in jenen barbarischen Befehlen: durch Peitschenhiebe und Rutenstreichs selbst den Mund der Unmündigen zu verschließen, damit ihm keine Strophe des beliebten Volksliedes: *Hoch lebe Friedrich Wilhelm hoch* usw. entschlüpfe. Nichts ist jedoch wirksamer gewesen, das Andenken Friedrich Wilhelms und zugleich die Sehnsucht nach seiner Rückkehr und den Glauben: daß Gottes Macht ihn einstens wirklich zurückführen werde, im Volke unerschütterlich zu erhalten, als jene Erbärmlichkeiten der hohen Polizei. Wie wenig kannten feile Tyrannenknechte die unbefiegbare Gewalt eines, dem Menschen durch Verfolgung teuer und heilig gewordenen Glaubens! Dieser Glaube stand selbst als ein Schreckbild vor der Phantasie der sogenannten Aufgeklärten, obgleich sie sich ein eigenes Geschäft daraus machten, ihn in ihren Zirkeln zu bespötteln, oder gar für ein Produkt des Unsinns zu erklären. Ohne dieses Schreckbild würden wir in den Gerichtshöfen, und besonders bei den administrativen Behörden usw., noch viel empörendere Erscheinungen von niedrigem Knechtsinn erblickt haben. Es ist aber hier nicht der Ort, weiter davon zu reden!

Friedrich Wilhelm und seine Heldenschar wurden in England mit hoher Achtung aufgenommen. Denn wie einseitig und verkehrt der nach Landesfittte gebildete Engländer auch über fremde, nicht englische Verhältnisse urtheilen mag, so hat er, im Besitze des hohen Guts persönlicher Freiheit und bei einer an den großen Vorbildern des klassischen Altertums für das wahrhaft Erhabene begeisterten Einbildungskraft, doch unendlich mehr Empfänglichkeit für kühne, selbständige Heldentaten, als unsere leichtsinnigen Vielwisser.

Der Herzog erhielt in der britischen Armee den Grad eines Generalleutnants, und das Parlament sicherte ihm

eine jährliche Pension von 10 000 Pf. Sterl. zu. Dort sah er zum ersten Mal in seinem stürmischen Leben das Treiben und Wirken eines freien Volkes, welches für seine geliebte Schwester selbst gegen den mächtigen Staatschef Partei nahm. Dort fand er ein edles, britisches Herz, das ihm Liebe gab, nicht weil er ein Fürst war. Große, mächtige Hebel, die ihn immer wieder emporheben aus dem Schlamm künstlicher Betäubung über sein eigenes, seiner Familie und seines geliebten Volkes Unglück. Die heimtückisch lau-
 ernde französisch-westfälische Politik ermangelte zwar nicht, giftige Verleumdungen von des Herzogs ausschweifendem Leben in England auf dem festen Lande, und besonders unter den Bewohnern der braunschweigischen Erbstaaten, in Umlauf zu setzen. Selbst unter dem hieheren Landvolk streute man Gerüchte von der Neigung des geliebten Fürsten zum Trunk aus. Und wer vermochte damals die Wahrheit der hässlichen Sagen zu prüfen? Manches, was man von der Lebensweise hoher Personen in England mit Bestimmtheit zu wissen vorgab, schien ja sogar der Gerüchte Glaubwürdigkeit zu erhärten, weil die Verleumder jene Personen als des Herzogs natürlichste Gesellschafter charakterisierten. Aber dennoch war das Vertrauen im Volke mächtiger, als die tödtliche Verleumdung. Die Sehnsucht flog darum doch übers weite Meer nach Albions Küsten zu dem geliebten Helden hin; — und hätte er selbst wie Malcolm zu Macduff (Shakespeare, Macbeth, 4. Aufz., 3. Scene) geredet, die Liebe würde gerufen haben: sei nur du unser Fürst, und wir werden glücklich sein!! Da richtete der Herr Heere auf den Eisfeldern Rußlands, und Preußens Heldevolk erhob sich, und ein starker Glaube — kein mit englischen Guineen erkaufter — flog durch die Welt, und das Tote ward lebendig, und des Allgerechten Zorn blitzte aus den Feuerflammen Moskaus, und seine Donnerstimme rief in alle vier Winde: Du sollst gerettet werden, deutsches Volk, und bar sein der langen Knechtschaft, so du vertrauest

dem Herrn deinem Gott, und Mut hast zu wagen das elende Knechtsleben für das heilige Kleinod der Freiheit!

Sobald die Elbe frei und Hamburg der Franzosen quitt war, entschloß sich Friedrich Wilhelm, an dem großen Kampfe für Deutschlands Rettung wieder teilzunehmen. Doch konnte er erst den 17. Mai, als Hamburg bereits von der Wilhelmsburg her bombardiert wurde, in der bedrängten Stadt erscheinen, und seine Freude über die seltene Begeisterung der mutigen Bürger wurde nun sehr durch ihre höchst mißliche Lage, welche seinen geübten Augen nicht entgehen mochte, getrübt. Viele hatten gehofft, der deutsche Held werde sich dennoch an die Spitze der Verteidigung stellen, allein er flüsterte vor der Front sämtlicher Bürgergarben, die sich am Bauhose ihm zu Ehren versammelt hatten, dem Herrn v. Heß zu: „Es tut mir herzlich leid, die Bekanntschaft so braver Männer im Augenblick der drohenden Gefahr zu machen; zur Hilfe bin ich hier zu schwach.“ Am Abend desselben Tages verließ er die Stadt, um im Hauptquartier der verbündeten Monarchen seine Dienste anzubieten und seine Rechte in Erinnerung zu bringen.

Mit Rücksicht auf manche, in diesen Blättern mehrere Male berührte Verhältnisse des Herzogs zu einigen der obersten preussischen Behörden läßt sich allensfalls der Grund erraten, warum der Zweck jener Reise nicht erreicht wurde, um so mehr, da die britisch-hannoversche Politik eine Exemption der braunschweigisch-wolfenbüttelschen Staaten von der Zentralverwaltung der Verbündeten ausdrücklich stipuliert hatte! Es gibt noch dunkle Partien in der Geschichte jener höchst merkwürdigen Epoche, deren Aufklärung der Folgezeit aufgespart bleiben mag; denn obwohl der beobachtende Geschichtsforscher den Schleier auch jetzt schon zu lüften imstande wäre, so scheint es doch geratener, kleinliche Leidenschaften verlöschen, als durch erneuerte Anregung sie wieder auflodern zu lassen. Im preussischen Heere gab es

kein Kommando für den Herzog, — auch nicht im russischen. Ein englisches bildete sich erst aus den heterogensten Stoffen unter General Wallmoden im Medlenburgischen; und dabei eine untergeordnete Rolle, etwa in gleicher Reihe mit Tettenborn, Dörnberg, Arentschild, Begeßack, Lyon usw. zu übernehmen, konnte dem Herzog nicht wohl zugemutet werden. Er ging also wieder nach England und ließ in Wallmodens Generalstabe den Major Olfemann, einen Mann von erprobter Geistesgegenwart und nicht gemeinen Fähigkeiten, auf alle Fälle zurück! Ueber die außerordentliche Rolle, welche dieser Offizier zu spielen nach kurzer Frist aufgefordert wurde, mochte er sich wohl selbst am meisten wundern.

* * *

Alle Berichte, welche der Herzog von dem Gang der Sachen, von der Stimmung der Staatsdiener und von den Erwartungen des Volkes aus Braunschweig erhielt, darf man mit gutem Grunde einseitig nennen, weil sie sämtlich leidenschaftlich waren. Von dieser natürlichen Leidenschaftlichkeit mag selbst der beste, redlichste und einsichtsvollste Berichterstatter, der nun verewigte D. Volkmar, nicht freigesprochen werden. Wie aber waren die anderen beschaffen? Woher wäre ihnen der Geist gekommen, ruhig zu beobachten, redlich den äußeren Schein von der inneren Wahrheit zu trennen, den Notdrang der Zeit bei dem Betragen so mancher verschwärzter Personen von deren inneren, widerstrebenden Gefühlen zu unterscheiden, und richtig abzuwägen, wie vielen Anteil die bleierne Furcht vor der höllischen, geheimen Polizei, wie vielen die eigene Verderbtheit an ihren öffentlichen Aeußerungen und an ihrer vielleicht nur zum Scheine angenommenen Handlungsweise hatte? Menschen aus dem Pöbel kennen gewöhnlich nur ihre Kaste, die leider zu oft mit der Gesamtheit des Volkes

verwechselt wird. So wenig nun unter solchen schmutzig-leidenschaftlichen Umtrieben der wahre Geist eines Volkes erkannt wird, ebenso wenig läßt er sich in abgesonderten, wenn auch vornehmen Familiengirkeln, oder bei schwächerner Zurückgezogenheit nach rhapsodisch aufgegriffenen Aeußerungen, Stadtgeschwätzen usw. zwischen vier engen Wänden des Studierzimmers erfassen. Es ist also während der westfälischen Usurpation niemand da gewesen, der dem Herzog genügende Anleitung zur Kenntnis seines Volkes geben konnte, und der unglückliche Fürst hat darum erst wenige Monate vor seinem Tode Volk und Pöbel richtig von einander unterscheiden gelernt. So hart das klingt, so wahrhaftig trägt der Berewigte die kleinste Schuld der Mißgriffe, welche aus jener unglücklichen Verwechselung hervorgingen!

Die Idee von einer volkstümlichen Regierung schwebte früh schon seiner Seele vor, und durch einen ziemlich langen Aufenthalt in England war sie ihm sogar klarer geworden. Fürst und oberster Handhaber der Gesetze wollte er sein für alle, ohne Kasten- und Privilegienunterschied. Rasch und entfesselt von einzwängenden Formen und dadurch einfach, sollte der Geschäfte Gang werden. Den Freund und den redlichen Ratgeber wollte er auffuchen unter den Männern des Volkes, wie unter den Vornehmen. Daß solche Wünsche und Vorstellungen dem durch mannigfaltige Schicksale geläuterten und durch Deutschlands kühnes Erwachen von neuem begeisterten Fürsten lieblich vorschwebten, wissen diejenigen, denen er in Stunden sanfter Vertraulichkeit sein Innerstes enthüllte. Ob sie in einem Ländchen von 72 Quadratmeilen, bewohnt von dem leibbarsten und gutmütigsten Menschengeschlag, nicht einigermaßen zur Wirklichkeit gebracht werden konnte, mag dahingestellt bleiben; daß sie sich meistens in Dunst und Nebel auflösten, ist leider gewiß! Wie das so kommen mußte, wird einzig durch unbefangene Betrachtung der seltsamen Ereignisse am Schluß

des Jahres 1813 und im Laufe des Jahres 1814 zu erklären sein.

Der völlige Umsturz des dauerlosen Königreichs Westfalen, welches seit der Zeit des Gottesgerichts an der Berezina einer umgekehrten Pyramide gleich auf der Spitze stand, konnte nach den Schlachten bei Dennewitz und Culm niemandem, der den Lauf des Krieges mit freiem Geist beobachtete, zweifelhaft bleiben. Daß Marwi mit fünf hundert preussischen Landwehr-Reitern Braunschweig, und Czernitschew mit Kosaken, Dragonern und Husaren, ohne Geschütz von Bedeutung, auch Kassel nach eben so kurzem als schwachem Widerstand eroberte, bewies klar, wie sehr das westfälische Staatsgebäude schon vorher aus allen Fugen gewichen sein mußte. Das halb vermoderte Ras warf die Völkerschlacht bei Leipzig nur in ein längst offenes Grab. In Kassel erschien der Kurprinz bereits am 30. Oktober; sein Vater folgte ihm am 21. November. In Hannover zeigte sich der Herzog von Cumberland bereits am 4. November. Auch traf der Herzog von Oldenburg am 27. November in seiner Residenz ein. Man kann zugeben, daß in diesen von der französischen Gewaltherrschaft befreiten Staaten die alten rechtmäßigen Landstände und Korporationen theils nicht Zeit genug hatten, sich zu besinnen, theils durch die Gegenwart der Fürsten zu sehr eingeschüchtert wurden, um ihre alten, durch fremde Usurpation doch nimmermehr rechtlich aufgehobenen Ansprüche geltend zu machen. Aber in Braunschweig erschien der Fall ganz anders. Der Herzog befand sich, als das Joch abgeworfen war, in England; kein General oder Gouverneur meldete sich, um die braunschweigischen Lande unter die Zentral-Verwaltung der Verbündeten zu zwingen; es verließen bis zur Ankunft des Herzogs zwei volle Monate, und sein Abgeordneter hatte durchaus keine Vollmacht, sich dem Zusammentreten der alten Stände zu widersetzen. Die adligen Land- und Schatzräthe lebten noch; von der geist-

lichen Kurie waren wenigstens noch der Abt von Riddags-
hausen und der Dechant des kleinen Stifts vorhanden; auch
die Städtedeputierten zum engern Ausschuß ließen sich
leicht zusammenbringen. Man wußte mit Gewißheit, daß
der entfernte, sehnlichst zurückgewünschte Fürst durchaus
keine zureichende Kenntniss von Regierungsgeschäften, keine
genügende Einsicht von der Lage des Landes, und keine
richtigen Vorstellungen von den Mitteln, um die neuen
Kriegslasten zu tragen, haben konnte. Das wirklich
brauchbare Personal der Staatsdienerschaft kannte er
ebensowenig. Den gefährlichen Umschwung kleinlicher
Leidenschaften der Angeberei, Aufhegerei und Verschwär-
zung konnte man schon in den ersten Tagen nach des Major
Olfemanns Ankunft deutlich bemerken. Und ohne
großer Klugheit ließ sich also vorher sagen, was erfolgen
würde, wenn der Fürst selbst erschien, und dann seine bis-
herigen Berichterstatter, denen er Dankbarkeit und Ver-
trauen schuldig zu sein glauben mußte, sich an ihn drängten.

Keine größere Wohlthat konnte also dem Lande, und
wahrhaftig dem Fürsten selbst erwiesen werden, als wenn
die verfassungsmäßigen, nur durch usurpierte fremde Ge-
walt verdrängten Beistände und Ratgeber des Regenten
in der Zwischenzeit — wo man doch wohl zum Besinnen
gelangen konnte — zusammentraten, wenn dadurch der
Herzog bei seiner Rückkehr jene Verfassung, die sein ver-
ehrter Vater stets in Ehren gehalten, und Männer aus
dem Volke von Einsicht, Vaterlandsliebe und umfassender
Kenntniss sowohl der Kräfte des Staats, als der Mittel
diese Kräfte zu nutzen, vorfand. Dann wäre doch ein
Grund und ein Sparrwerk des Gebäudes vorhanden ge-
wesen, welches freilich den Bedürfnissen der Zeit ange-
messener ausgebaut werden mußte! Dann gab es doch ein
Gegengewicht gegen blinde Willkür und Laune aberwitziger
Projektmacher! Dann fand doch der redliche, patriotische
Staatsdiener einen Rückhalt in der Verfassung selbst gegen

bösliche Angeberei und Zuträgerei! Dann brauchte doch derjenige, der das Bessere erkannte, wenn er es sagen wollte, nicht erst den Heldentod zu erkünsteln, Brot und Unterhalt seiner Familie, und vielleicht noch mehr dabei aufs Spiel zu setzen!

Wer hätte denn wohl ein solches Hinstellen der alten Landesverfassung als Schema und Anlage einer den Zeitbedürfnissen angemesseneren stören mögen und können? Wer würde dem alten ehrwürdigen Magistrat der Hauptstadt Hindernisse in den Weg gelegt haben, sich zum Vorbilde fürs ganze Land wieder nach alter Form zu konstituieren, oder gleichsam nur aufzuwachen aus dem siebenjährigen Knechtesschlafe? — Sprachen nicht alle Proklamationen der verbündeten Monarchen und ihrer Heerführer von Rückkehr der zerstückelten Freiheit, von Wiederherstellung der alten Rechte, und der durch Jahrhunderte geheiligten deutschen Verfassung? Hatte T e t t e n b o r n nicht auf Befehl seines erhabenen Kaisers, jede Unterhandlung mit Hamburg so lange zurückweisen müssen, bis der Magistrat und die Verfassung in alter Form hergestellt worden? Ward nicht erst kürzlich, am 4. November, unter russischem Schirm B r e m e n in seine vormaligen Rechte zurückgeführt und die alte Ordnung hergestellt? Warum denn nicht auch Braunschweig, dessen Fürst durch das stürmische Meer vom festen Lande noch geschieden war? — Oder wollte und konnte der Abgeordnete des Herzogs solche rechtmäßige, durch das Wort der hohen Befreier Deutschlands geheiligte Maßregel verhindern? Aber der Herzog selbst, wenn er zurückkehrte, würde der nicht die Annäherung geahndet, das alte Wort nicht schnell über den Haufen geworfen haben? — Der Herzog, der so bescheiden, ja man möchte sagen so demüthig wenige Tage vor seinem Einzuge an Braunschweigs Bürger schreibt, — der Herzog, der mit so ehrenwerter kindlicher Resignation erklärte: er verstehe vom Regieren wenig oder gar nichts, und man möge doch

in ihm keinen Karl Wilhelm Ferdinand suchen, — der Herzog, dem jetzt alles daran gelegen sein mußte, sein ganze Volk in Liebe und Vertrauen ohne Zwiespalt um sich zu versammeln, um alle Kräfte für den großen, noch lange nicht beendigten Kampf dem Fürsten und dem Vaterland zu weihen?

Dem Herzog konnte so etwas gar nicht einfallen, und hätten heimtückische Ratgeber ihn ja auf solche Despoten-Ideen geleitet, so durfte er es doch nicht wagen, sie auszusprechen, wenn das durch Alter und Schwur der Ahnherrn, wie durch lange Gewohnheit geheiligte Staatsgebäude, gereinigt von fremdem Unrat, wieder dastand und ihn unter sein schützendes Dach aufnahm; und wenn Männer voll wahren Patriotismus, voll redlichen Willens und deutscher Kraft sich ihm gleich beim Eintritte zur Seite stellten. Es brauchte dann die heilige Verpflichtung für alte Landesschulden nicht erst anerkannt zu werden; — sie war schon anerkannt, oder verstand sich unter solchen Umgebungen wirklich von selbst. Man brauchte dann die allgemein verhassten westfälischen Finanzmaßregeln nicht wieder aufzufrischen, um die Kosten der außerordentlichen Rüstungen zu bestreiten. Eine Kriegssteuer (wie groß sie auch sein mochte) mit Offenheit, Wahrheit und redlichem Versprechen: künftig hin Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen, — von allen Ständen und Volksklassen ohne Ausnahme nach billiger Verteilung gefordert, würde mit Freude und Lust doppelt so viel geliefert haben, als die westfälischen Steuern unter tausendfältigen Verwünschungen und Betrügereien einbrachten. Auch der undeutliche Egoist hätte zahlen müssen, und es dabei nicht einmal wagen dürfen, gegen die gerechte vaterländische Maßregel zur Abhilfe des dringenden Bedürfnisses seine Stimme zu erheben; denn eine schnelle Volksjustiz würde ihm bald Schweigen geboten haben. — Ja, hätten der allgemein verehrte Graf v. d. Schulenburg,

und der eisenfest-redliche Reimann, und der biedere Plessen in der Verfassung nur einen festen Boden, worauf sie fußen konnten, gefunden, so würden sie bei der dann wohlgegründeten Hoffnung, das wahrhaft Ersprießliche endlich durchzusehen, bei dem Herzog, dessen guter Wille unverkennbar war, ausgehalten, und weder der westfälischen Schwänzelei, noch dem lustigen Überwitz übermäßiglicher Projektenmacherei das Feld geräumt haben. Als diese ehrenwerten Männer keinen Boden unter sich fühlten, zogen sie sich klüglich zurück. Am verlassensten aber war der Herzog selbst; denn man ließ ihn blind hin in ein dunkles Chaos tappen; und als da nun Mißgriffe über Mißgriffe erfolgten, schrien hundert kluge Leute, von denen wohl kein einziger es besser zu machen gewußt hätte, Ach und Weh!

Die Schuld indessen, daß vor des Herzogs Ankunft nicht geschehe, was geschehen mußte, um ihn vor leicht voraus-
zusehenden Fehlritten zu bewahren, mag man ja keinem einzelnen aufbürden. Denn sie lag in der allgemeinen Erschlaffung jener edleren Kräfte, deren Tätigkeit zur Wiedergeburt eines vollstümlichen Regiments unerlässlich ist. Dazu kam besonders in den stimmgebenden oder sogenannten aufgeklärten Ständen eine siebenjährige Gewohnheit der Sklaverei, und bei den ehemaligen Staatsdienern die ihnen durch die vorigen Regierungen eingespulte Schüchternheit: dem allergnädigsten Herrn, wie herablassend und human er sich auch geberdete, das Wahre und Rechte freimütig vorzustellen. Daß überhaupt Deutschland zum Teil für die Freiheit, deren Erwerb die hohen Monarchen und ihre Heerführer: Kutusow, Wittgenstein, Blücher und Schwarzenberg so preislich verhiessen, noch nicht reif war, hat wohl die Geschichte der Jahre 1815 und 1816 mit ihren verhängnisvollen Resultaten jedem ruhigen Beobachter un widersprechlich bewiesen. Der Verstand des deutschen Volkes scheint mit dem Gemüte desselben noch lange nicht genug ins notwendige Gleich-

gewicht und Einverständnis gebracht zu sein. Das G e m ü t — die Volksmasse — ist roh, ungelent und blind zurennend, sobald man es aufregt; — der V e r s t a n d (man verzeihe, daß ich ihn nicht näher bezeichne) schlaff, kalt, selbstsüchtig, zuweilen kriechend, zuweilen hochfahrend, plump und dabei doch immer noch ein Knecht von Autoritäten und einzwängenden Formen. Bringt durch Ideen und durch des Glaubens heilige Kraft den Verstand mit dem Gemüt in Eintracht, — und ihr habt das Rätsel der Zeit gelöst!

Der verewigte F r i e d r i c h W i l h e l m mochte von diesem Rätsel eine Art Ahnung haben, und griff es daher beim Gemüt an; doch das bekam ihm schlecht! Er wurde zwar mit unbeschreiblichem Jubel empfangen; aber ein großer Teil der Empfänger hatte auch jeder seine besonderen Wünsche, Berechnungen usw., deren Erfüllungen insgesamt von dem selbst bedrängten Fürsten erwartet wurden. Eine Art Verblendung schien dabei sogar die Verständigeren zu benebeln, indem sie sich (wie durch ein Wunder der Allmacht) den Herzog zu einem vollkommenen Regenten umgebildet vorstellten, da sie doch wußten, daß es ihm dazu an den meisten notwendigen Vorkenntnissen mangelte. Die eiserne Zeit hatte alle bisher bestandenen Verhältnisse über den Haufen geworfen; unzählige Ungerechtigkeiten waren wieder gut zu machen; wohlgegründete und phantastische Ansprüche drängten sich um die Wette zum Ohr des Fürsten; der wahre Patriotismus trat schüchtern zurück, und nur der erkünstelte, selbstsüchtige, schlau kalkulierende schob sich fest vor. Ein durch die alte Landesverfassung selbst geheiligtes, ratgebendes und mit der wahren Lage des Landes bekanntes Kollegium fand der Herzog nicht, — und doch war jetzt Rat nötiger, als jemals unter der gepriesenen Regierung K a r l W i l h e l m F e r d i n a n d s. Wozu nun greifen? Nach welchen Grundfäden eine zweckmäßige Auswahl unter den vielen Ratgebern, die sich anboten, treffen? Der e i n e hatte durch begeisternde Gedichte aufs Volk gewirkt; ein

zweiter seinen Patriotismus bewährt, indem er von der usurpierten Gewalt keine Ehrenstellen und Gehalte angenommen. Ein dritter, schon als Gelehrter berühmt, war durch seine Freimütigkeit, welche ihm sogar Napoleons Verfolgung, Inquisition und Gefängnis zugezogen, noch berühmter geworden, und schien das Verständniß zu haben, wie der Herzog sich in seinen großen Verhältnissen zu den verbündeten Monarchen benehmen müsse. Ein vierter, fünfter, sechster usw. hatte genaue Kunde von dem Betragen der Staatsdiener unter westfälischer Herrschaft, und wußte aufs Haar nachzuweisen, wie weit einem jeden zu trauen sei. Der Herzog versuchte es mit allen. Zur ruhigen Prüfung war sein Gemüt weder gestimmt, noch gewöhnt; auch in der That dazu jetzt, wo unerhörte, des Landes Kräfte auf die Dauer weit übersteigende Rüstungen notwendig zu sein schienen, — keine Zeit.

Oft hatte zwar der durch so manche Leiden und Schicksale geprüfte Fürst freimütig genug erklärt: die Regierungskunst verstehe er nicht, und die Verhältnisse des väterlichen Erblandes kenne er nicht hinlänglich, und auf den guten Willen und die Einsichten seiner treuen Diener müsse er sich am meisten verlassen. Aber der gute Wille ging langsam, und die Einsichten reichten nicht zu, um bei einer ins Stoden geratenen Staatsmaschine die unverhältnismäßig großen Summen herbei zu schaffen, deren es jetzt bedurfte. Eine patriotische allgemeine Kriegsteuer hätte wahrscheinlich alle diese Bedürfnisse schnell befriedigt; doch dazu hatte man die rechte Anlage versäumt. Also warf sich mit einer Art von Ekstase der Herzog selbst in den Strudel von Geschäften, die er nicht verstand! Sein rascher Geist wollte vorwärts, und allenthalben stieß er auf Hindernisse. Jedermann arbeitete ihm zu langsam. Er trieb zu größerem Eifer und ward ungeduldig, wenn auch das nicht half. Der Verstand wollte nirgends mit dem Gemüt gleichen Schritt halten, denn es war nirgends fester Boden. Bei

drei Schritten mußte also immer einer wieder rückwärts getan werden. Die freiwilligen Gaben befriedigten das Bedürfnis nicht halb. Zwang war verhaßt, drohte auch des Volkes Zuneigung zu lähmen; und doch sollte das Regiment populär und väterlich bleiben. Der unglückliche Mann verfiel nun in einen traurigen Nixmut, den er wortreich fast jedem klagte, der sich ihm nahte. Und um nur die Last vom Herzen los zu werden, oder auch die Langsamkeit zu entschuldigen, wodurch so Vieler Wünsche und gerechte Erwartungen unbefriedigt blieben, ließ er sich oft in harten Worten über Männer aus, die er selbst an die Spitze der Geschäfte gestellt hatte. Sein kluger Vater mußte das anders zu machen. Mit innigster Teilnahme verhieß dieser oft den kräftigsten Beistand und wies die dadurch mit enthusiastischen Hoffnungen erfüllten Bittenden an Mahner oder Henneberg, die das Weitere schon besorgen würden. Und wenn diese Männer — wohl wissend, wie weit sie gehen sollten und durften, dann jene Hoffnungen sehr herabstimmten oder gar völlig vereitelten, so waren sie die Sündenböcke, und der Glaube an des Fürsten huldvolle Menschenfreundlichkeit blieb im Volke fest. Friedrich Wilhelm hatte aber die Kunst noch nicht erlernt, phantastische Ansprüche von sich abzulehnen. Sein Nixmut nahm immer mehr überhand. Je zahlloser das Heer der Supplikanten und die Menge der Stodungen in den Geschäften wurde, desto rastloser trieb er. Der Minister bat um Entlassung. Ihm folgte der erste Geheime Regierungsrat. Selbst einige der Subalternen fanden bei dem steten Treiben und Ueberjagen die bisher gespielte Rolle so lästig und ihrer unwürdig, daß sie darauf antrugen, in andere Stellen versetzt zu werden.

Nun war also der rechte Zeitpunkt für das Kraftgenie eingetreten, dessen mächtige Hilfe der Herzog schon einmal hinlänglich erprobt zu haben wähnte. Der Geheime Rat Mens ergriff das Staatsruder, und der Kompaß seiner

Steuermannskunst war: der Herzog habe als unumschränkter Souverän die vollkommenste, ja sogar rechtmäßigste Gewalt in Händen, jedes Mittel zur Erreichung seines großen Zweckes zu benutzen. Daß der Mann eine solche Lehre, die vielleicht noch nie einem Fürsten ganz mißfallen, predigen konnte, daran war eben die traurige Vernachlässigung Schuld, worauf wir bereits aufmerksam gemacht haben. Zwar nicht mit klaren Worten ausgesprochen, doch deutlich genug gedacht, kam somit Napoleons Grundsatz: *nos besoins sont nos ressources*, wieder an die Tagesordnung, und der Talisman zur Mobilmachung von 10 000 Mann, die aus einer Bevölkerung, welche kaum 200 000 Seelen erreichte, kein Staatsvertrag forderte, und zur unendlichen Vervielfältigung des Staats-Einkommens, und zur Einschüchterung unberufener Widerspenstiger, schien gefunden zu sein. Noch war aber nötig, daß sich zum Vorbilde für alle braunschweigischen Geschäftsleute ein Mann von rastloser Tätigkeit, wie von seltener Arbeitslust und Arbeitsgeschicklichkeit mit an die Spitze stellte, um jedem sein reichliches Teil von dem, was schnell und provisorisch oberflächlich etwa geschehen konnte, zuzumessen. Ein solcher fand sich in der Person des Geheimen Regierungsrats von Schmidt-Bilsdorf. Er war vielleicht der einzige, der des Herzogs rasches Vorwärtstreben ganz befriedigte. Aber die Natur hat auch solche Gaben, und solchen leichten Ueberblick der Geschäfte, und solche Stetigkeit am Arbeitstische, verbunden mit seltener Resignation auf reichlichen Lohn, nur wenigen Sterblichen verliehen. Wenn ein Schiller oder Goethe den angeborenen Dichtergeist zum Maßstab dessen, was jeder leisten solle, der Verse zu machen sich erühne, nehmen wollte, so möchte man das billig unnatürlich finden. Wer zu viel fordert, erhält am Ende nichts; und man macht es nicht immer gut, wenn man es gut meint. Das hat sich in der anderthalbjährigen Regierung des verewigten Friedrich Wilhelm so

ziemlich klar für alle Augen, die sehen wollen, bewiesen. Es war gut gemeint, daß der Herzog mit Energie und rascher Thätigkeit den Gang der Geschäfte zu vereinfachen strebte; aber nun blieben auch Lücken über Lücken, deren Nachtheil nur gar zu bald fühlbar wurde. Es war gut und edel gemeint, daß er jedem aus dem Volke sein Ohr lieh, und jede Noth gern mildern, und jede früher be- gangene Ungerechtigkeit gern gut machen wollte; aber nun drängte sich die niedrige Verleumdung, die hämische Schaden- freude, die ungesättigte Neugier gleichfalls zu ihm, und es lag nicht in seiner Macht, stets das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Es war gut gemeint, daß er im hohen Grade populär zu sein, und sich dadurch die Liebe seiner Untertanen zu erwerben strebte. Aber der gemeine Haufe verstand die Absicht jener Popularität nicht, und miß- brauchte sie daher sehr häufig. Darum fand auch Fried- rich Wilhelm fast immer leidenschaftlich niedrige Selbst- sucht, wenn er Wahrheit im Volke suchte. Er ahnte, was die Zeit von einem deutschen Fürsten forderte; aber er hatte sich den Umfang dieser Forderung nie deutlich ge- dacht, und leider trat ihm niemand zur Seite, der jene Ahnung in klare Vorstellungen übergehen ließ.

Man darf daher den Grund so mancher schwankenden Regierungsmaximen Friedrich Wilhelms weit weniger in der Inkonsistenz seines Charakters, als in der steten Reibung seiner Gefühle gegen die Anforderungen des kalt besonnenen Verstandes suchen. Aus dieser Reibung entsprangen bei einem höchst lebhaften Temperamente zwei bedauernswürdige Anomalien, deren verderblicher Einfluß unbefangenen Beobachtern leicht sichtbar wurde: 1. daß der Herzog fast alle Regierungsgeschäfte, als wären sie bloß persönliche Angelegenhei- ten, mit heftiger Leidenschaftlichkeit betrieb, — und 2. daß er den ruhigen Gang der Natur nicht nur selbst überjagte, sondern gewöhnlich auch die Staatsdiener antrieb, ihm in

dem unnatürlichen Laufe stolpernd zu folgen. Kurz, so wie er es nicht über sich vermochte, ein belehrendes Buch ruhig vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, so schien es ihm auch unmöglich abzuwarten, daß aus der mühsamen Saatzeit sich allmählich die belohnende Ernte entwickele.

Wird eine solche Gemütsstimmung des Regenten nicht durch konstitutionelle Formen in Schranken gehalten, so pflegen windige Projektensmacher, besonders wenn sie die Larve patriotischer Uneigennützigkeit und Freimütigkeit vornehmen, stets freien Spielraum zu erhalten. Um die bemerkten Anomalien in ihren Wirkungen auf die Landes- und Regierungsverhältnisse anschaulich zu machen, bedarf es nur der Anführung einiger unleugbaren Thatfachen! Der Herzog brachte — weit über die Kräfte des Landes, und weit über die an ihn ergangene Forderung hinaus — mit rastloser Tätigkeit 10 000 Mann trefflich ausgerüsteter Truppen auf die Beine, ließ aber keinen Mann eher marschieren, als bis fast die ganze Masse zusammen ausrücken konnte, weil er damit imponieren und sich gegen Preußen ein Ansehen geben wollte. Zungenhelden priesen diese Handlungsweise, deren Grund doch hauptsächlich in des Herzogs persönlicher Stimmung lag, als den erhabensten deutschen Patriotismus, und vermehrten dadurch noch die schiefe Richtung, auf die Friedrich Wilhelm durch seine verkehrten politischen Ansichten gekommen war. Auf eben die Weise kam die lächerliche Torheit in Gang, daß man sich im Anfang des Jahres 1815 zu einem Kriege gegen Preußen in Braunschweig rüstete (?), auch allerlei diplomatische Agenten herumsandte, welche Preußens Bewegungen beobachten sollten. Hätte aber mit echt deutscher Freimütigkeit ein angesehener Staatsdiener das Unstatthafte und Gefährliche dem Herzog klar gemacht, so würde Friedrich Wilhelm sie gar nicht ergriffen haben. Befann er sich doch von selbst und fand das richtige Maß seiner Kräfte wieder, sobald man ihm nur Zeit zum Besinnen ließ.

Der Herzog kannte aus eigener Erfahrung die alt-preussische, den Menschen entehrende Kriegszucht, und verachtete sie mit Recht. Aber es konnte ihm ja auch die bessere neue, der Würde des Menschen mehr huldigende, und durch den Nothdrang der Zeiten selbst herbeigeführte Kriegszucht des preussischen Heeres nicht unbekannt geblieben sein. Warum ließ er denn zu, daß die englische, vermöge welcher die Soldaten, meistens freie Landeskinder, gleich Negerklaven mit Peitschenhieben in Zucht und Ordnung erhalten werden sollten, bei seinen Truppen eingeführt wurde, und wahrhaft gräßliche Mordscenen daraus hervorgingen? — Der Grund lag in seiner persönlichen leidenschaftlichen Stimmung. Sein Herz blutete bei jenen unmenschlichen Strafen; aber er wollte nichts Preussisches. Die nächsten Umgebungen erhielten diese Stimmung, aber dennoch siegte endlich sein Herz, und jene Greuel wurden gemildert.

Friedrich Wilhelm hatte sich schon als Jüngling mit bitterem Unwillen gegen Freunde und Vertraute über jede Art von Kabinettsjustiz und allerhöchste Machtgebote geäußert, und doch ließ er sich verleiten, eine Art von Kabinettsjustiz nicht sowohl selbst zu üben, als seiner nächsten Umgebung dazu freien Spielraum zu gestatten. Warum das? — Weil jene Umgebung größtenteils aus gemüthlichen, unüberlegten jungen Männern bestand, denen er nur Gutes zutraute, denen er seine eigene Persönlichkeit, sein brennendes Gefühl für anerkanntes Recht und seinen raschen Eifer für Menschenglück gleichsam unterschoob, ohne ruhig zu erwägen, daß weit mehr als jugendliche Gemüthlichkeit dazu gehört, um über verwickelte Rechtsfälle ein kompetentes Urtheil zu fällen. Solche Mißgriffe würden aber nie geschehen sein, wenn ein durch die Landesverfassung geschägter hoher Staatsdiener von hellem Geiste und festem Willen für Recht und Wahrheit dem Fürsten zur Seite geblieben wäre.

Aus diesen und ähnlichen, durch das vage Gerücht sehr entstellten Thatfachen hat man die Anklage: „Friedrich Wilhelm habe sein ganzes Land wie ein Regiment Soldaten regieren wollen“, zusammengestoppelt. Das ist eine Lüge und hoshafte Entstellung der Wahrheit. Der bedauernswürdige Fürst wollte vielmehr sein Völkchen mit dem Herzen regieren, und dadurch verdarb er es fast auf allen Punkten mit jenen kalten Formelmenschen, die ihre eingelernte Gewohnheitsweisheit gleich wieder auf die höchste Stufe der Ehre und des Ansehens erhoben sehen wollten, obgleich sie während der verfloßenen sieben Anechtesjahre nicht ein einziges Mal den Mut gehabt hatten, einer blind-geseklosen Despotenwillkür festen Sinnes zu widerstreben. Dieser kleinliche Egoismus erbitterte den Herzog um so mehr, da auch seine Kabinettsfreunde ihm nicht auf die mildeste Art den Grund des Widerstandes, welcher sich in fast allen Landeskollegien gegen Verfügungen aus dem Kabinett spüren ließ, anschaulich zu machen suchten. Friedrich Wilhelm glaubte nun oft bösen Willen, oder Eigensinn, oder wohl gar Anhänglichkeit an verhaßte westfälische Regierungsmaßregeln zu entdecken. So stiegen dann zuweilen schwarze Gewitterwolken aus dem Kabinett auf und fulminante Reskripte fuhren in das Kammerkollegium, in die Gerichtshöfe, und sogar ins Konsistorium. Allein es waren stets kalte Schläge, die nicht zündeten. Auch fand sich der Wetterableiter dadurch von selbst, daß die gemüthlichen Kabinetts Herren ohne Beihilfe des kalt-besonnenen Geschäftsverstandes durchaus nicht vorwärts kommen konnten. Der alten Kollegienweisheit blieb also auf jeden Fall ihr Sieg gewiß.

Weit mehr Unfug, als in Justiz- und Kirchensachen, stiftete jedoch das Uebertreiben des ruhigen Naturganges bei den administrativen und kameralistischen Geschäftszweigen. Die Kammer schien nämlich durchaus das Kunststückchen erfinden zu sollen, wie Saat und Ernte zu gleicher

Zeit gehalten werden könnten, und der neue Kammerpräsident ließ dem in diesem Fache ganz unbewanderten Fürsten eine Menge neuer Goldquellen vorsprudeln, die zwar für die Phantasie recht lieblich rauschten, aber leider in der Wirklichkeit nur Schaum statt Gold lieferten. Man wollte die Einkünfte von Domänen, Forsten, Hütten- und Salzwerten, von Transit- und Eingangszöllen usw., wie mit einem Zauberschlag wenigstens ums Doppelte vermehren. Ueberdem sollten durch eine freiwillige Anleihe im Lande 600 000 Taler herbeigeschafft werden, ohne die alten Landes Schulden förmlich anzuerkennen, oder auch nur bestimmte Hoffnung zu deren baldiger Zinszahlung zu geben. Die Bitten und Vorstellungen um Abstellung der ebenso ungerechten als drückenden Grundsteuer von geistlichen Gütern, welche den Kuzniehern doch an Besoldungspost dienen mußten, wurden anfänglich durch fulminante Reskripte zurückgewiesen; — und das Alles sollte unter der Firma unumschränkter Souveränität geschehen, vermöge welcher der neue Kammerpräsident sogar das Privatvermögen der Staatsbürger als Eigentum des Fürsten in Anspruch nehmen zu können, sich äußerte.

Der Herzog hatte in der Zeit hauptsächlich seine großen Rüstungen, bei der gewissen Voraussicht eines bald wieder ausbrechenden Krieges, in Gedanken, und ließ sich also, da niemand durch die Landesverfassung geschützt, mit Kraft und Ernst widersprach, die neue Lehre wohl gefallen. Auch predigte man ihm nun täglich den Glauben: als rechtmäßiger Souverän im angestammten Erblande seiner Väter könne er mit gutem Gewissen wohl die Hälfte dessen nehmen und fordern, was der unrechtmäßig eingedrungene Fremdling ohne alle Rechtsformen ganz genommen habe. Diese Melodie setzte man in allerlei Variationen, und es wurden die schwächsteren Remonstrationen der Behörden dadurch leicht übertäubt. Auch war ja alles, was man forderte und wollte, nur Bedürfnis des

deutschen Vaterlandes, und der Fürst selbst entzog sich ja jedem Luxus, und lebte bürgerlich einfach, in grellem Abfalle gegen den vormaligen sardanapalischen Hof zu Kassel usw. Also erklang, bald sanft, bald im Allegro furioso, die Zaubergither, und wer weiß, wie weit es damit gekommen, hätte nicht das große Schreckbild: P u b l i z i t ä t, unter dem Schutze des furchtbaren Affords: S t i m m e des Volks, drohend den Finger erhoben! Zwar ward, um unberufene Schreier sämtlich einzuschüchtern, ein neues Zensuredikt — nachdem lange genug ohne Zensur pöbelhaft geschimpft und geschrien worden — erlassen. Aber leider! bekümmerte man sich schon in Goslar und Halberstadt wenig, noch weniger in Leipzig, Berlin, Hamburg usw. um die braunschweigischen Zensurgesetze und Ansichten! Der Widerspruch gegen die neuen Projektschmiede fand also zwar keinen Schutz in der zertrümmerten Landesverfassung; allein er fand ihn doch in der öffentlichen Meinung, die laut durch die Druckpresse zur Sprache gebracht werden konnte, und die man nicht geradezu anzutasten wagte.

Einige Monate hindurch kämpfte Friedrich Wilhelm gegen jene mächtige Stimme für den Mann, dem er volles Vertrauen geschenkt hatte, und dem er auch Dankbarkeit schuldig zu sein glaubte. Erst als die Ueberzeugung ihm zukam: jener hochgepriesene Staatskünstler habe ihm nur Wind für Wahrheit gegeben, beharrte er nicht länger darauf, den Unfähigen und mit dem Widerwillen aller Behörden Beladenen an der Spitze der Geschäfte zu lassen. Die Art und Weise aber, wie der Geh. Rat Menz verabschiedet wurde, macht Friedrich Wilhelms Herzen Ehre. Und, wer mag es tadeln, daß eine alte Schuld der Dankbarkeit, deren Gehalt Friedrich Wilhelm allein richtig zu schätzen wußte, mit fürstlicher Großmuth abgetragen ward? Wenn jene 20 000 Taler, die Herr Menz erhielt, wirklich eine Ehrenschild

betrafen, so kann nur ein Niederträchtiger dem verewigten Fürsten daraus einen Vorwurf machen: daß er lieber ein ehrlicher Mann bleiben, als zum hochgepriesenen Landesbesten den Schandfleck der Vortbrüchigkeit mit ins Grab nehmen wollte. O du vergötterte Finanzkunst! schmählisches Geschenk jener Politik, die zuerst den Zahlenpreis für Menschenleben, wie für Ehre, Tugend und Verbrechen erfunden! Du nimmersatter Goldhunger, der selbst der Staaten moralisches Mark auffriszt, und aus verdorrten Eingeweiden doch nur kaltes totes Metall wieder von sich gibt, wann werden wir Unglücklichen das Ende deiner verächtlichen Herrschaft erleben!

Der verewigte Friedrich Wilhelm huldigte keineswegs der schmutzigen Goldgier; denn er wollte das Gold nur für höhere Zwecke. Bei gutem Willen und rastloser Tätigkeit fehlte ihm (als Regent eines Landes, dessen alte Verhältnisse völlig zertrümmert waren, ohne durch feste konstitutionelle Formen ersetzt zu sein) nur Zeit, zur Besinnung zu gelangen, um das leidenschaftliche Treiben dann zu mäßigen, und Schein von Wahrheit, durch Beihilfe redlicher, wohlunterrichteter Personen, unterscheiden zu lernen. Auch ist es eine unleugbare Tatsache zur Bewahrheitung dieser Behauptung: daß, obgleich beim Regierungsantritte des Herzogs fast alles vernachlässigt worden war, um ihn gegen Despotenlaunen und die daraus notwendig hervorgehenden Mißgriffe zu sichern, er sich dennoch in Jahresfrist durch eigenen Verstand und Umsicht so weit zurecht gefunden hatte, dem ersten Eindruck, welchen die Dinge auf sein lebhaftes Temperament machten, nicht mehr zu folgen, sondern umsichtig die Meinung und den Rat erfahrener Männer darüber zu erforschen. Wer aber Friedrich Wilhelms Regentenfähigkeiten mit demselben Maßstab messen will, der etwa in staatsrechtlicher Hinsicht für Karl Wilhelm Ferdinands Regierungsmaximen gelten mag; oder wer die Regierungsperiode dieses hoch-

gebildeten Fürsten mit der stürmisch-eisernen Zeit, worin jener ohne Rat und sich selbst überlassen die Zügel des Regiments ergreifen mußte, unter eine Kategorie zu zwingen gemeint ist, der hat weder jene noch diese Zeit begriffen. Darum ist auch sein Urtheil nichtig vor dem Richterstuhle der Zeitgenossen, wie vor dem der noch unbefangenen Nachkommen.

* * *

Der vormalige Kabinettsrat R ö m e r hat uns durch eine rhapsodisch-fragmentarische Anekdotensammlung den verewigten Friedrich Wilhelm hauptsächlich als Mensch zu schildern versucht. Gibt jene Broschüre überhaupt einen Totaleindruck, so kann es, obwohl R ö m e r s Absicht rein und untadelhaft war, nur ein widriger und für den Verewigten ungünstiger sein. Dieses Urtheil wird jeder unbefangene Leser unterschreiben. Der Biograph soll kein höffischer Schwärmer und Anekdotenjäger werden; aber charakteristische Anekdoten, die den inneren Menschen aussprechen, oder dem Forscher einen Blick in des vorggeführten Helden Gemüth und gleichzeitig in seines Herzens Tiefen tun lassen, die mag, die soll er aufnehmen und der Vergessenheit entreißen, wenn er sich ihrer Wahrheit gewiß hält. Ob in Herrn R ö m e r s Broschüre solche Anekdoten zu finden sind, überlasse ich dem Urtheile verständiger Leser. Hier mögen aber noch einige Züge ihren Platz finden, die viel eher zu dem vorgesteckten Ziele richtiger Beurteilung hinleiten können.

Friedrich Wilhelm konnte, weder als Jüngling noch als Mann, dem Schauspiele, in welcher Form es auch gegeben wurde, Geschmack abgewinnen. Einen ganzen Abend im Theater zuzubringen, war ihm daher der lästigste Zwang, den er kannte. Während seines Regentenlebens hat er sich wenigstens in Braunschweig diesen verhassten Zwang nie aufgelegt. Hierin wich er also ganz ab von

seinem Vater, zu dessen Lieblingsbelustigungen das Theater so sehr gehörte, daß er ihm, seinem Regierungsprinzip, der vorherrschenden Sparsamkeit, zum Troß, noch in den letzten Lebensjahren bedeutende Summen opferte, und sich dabei sogar von dem verächtlichsten französischen Komödianten-volke brüstieren ließ. Ja, es gab Männer, die Karl Wilhelm Ferdinand zur Beschwichtigung jener Menschen, und zur Regulierung ihres Schuldenwesens eigens besoldete; doch war ihnen dabei strenge Verschwiegenheit, wie bei einem Staatsgeheimnis, empfohlen.

Friedrich Wilhelms Vergnügungen waren einfacher. Vor allem liebte er ländliche Freuden ohne Kunst und Pracht, und den fröhlichsten Tag während seines Regentenlebens hat er vielleicht in Lehre, einem Dorfe zwei Stunden von Braunschweig, gehabt. Dort lebte sein Lehrer Berkhan als Prediger in patriarchalischer Ruhe. Friedrich Wilhelm wohnte der Taufe des jüngsten Kindes seines alten Freundes bei. Auch des Herzogs Bruder war dort. Das Gespräch drehte sich meistens um Erinnerungen früherer Jahre. Des Dittfurth'schen Despotismus, der sanften Liebe einer guten Mutter, der alten Verhältnisse im Fürstenhause, der jugendlich-leichtsinrigen Taten und der ersten Verirrungen, aber auch der ausgestandenen Noth und des durchlebten Jammers und Elends gedachte man bei frohem Bescherzung. Die Kinder des Hauses spielten furchtlos-zutraulich um den geliebten Landesvater. Die Knaben liehen ihm seine Reitpeitsche ab und fragten: warum er denn keinen Stern an der Brust trage, der doch so schön glimmere? Die Mädchen stopften ihm die Pfeife und brachten hüpfend den Tübicus. Nach der Mahlzeit saßte der Fürst den ehrwürdigen Pfarrer unterm Arm und wanderte mit ihm durchs Dorf. Alt und Jung, Mädchen und Jünglinge vernahmen da des guten Fürsten sanften Zuspruch. Er scherzte mit dem jungen Volke, den Armen aber gab er Trost und fröhliche Hoff-

nungen auf eine segensreiche Zukunft. Keine Verstellung, kein Zwang, keine eingelernte Popularität herrschten bei diesem Feste, das der Herzog fröhlich, mit innig dankbarer Umarmung seines verehrten Lehrers, verließ. Frohes Jauchzen scholl hinter ihm her, als er im fliegenden Galopp den einfachen Pfarrhof und das stille Dorf bei eindringender Dunkelheit verließ. Ich meine, da erschien Friedrich Wilhelm wirklich als Mensch, und es war unmöglich, den guten Menschen dort in ihm zu verkennen.

Ein anderer Zug, der den guten Menschen charakterisiert, ist jene ungeheuchelte herzliche und zuvorkommende Liebe, welche Friedrich Wilhelm gegen seinen älteren Bruder, den Herzog August, hegte. Nicht nur war die Rückkehr dieses Fürsten nach Braunschweig für den Herzog ein wahres Jubelfest, wobei sich seine lebhafteste Theilnahme aufs herzlichste aussprach, sondern man konnte dieselben Empfindungen in dem Benehmen und in der Handlungsweise des Herzogs bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wo er mit dem Bruder zusammentraf. Jeden seiner Wünsche suchte er zu erraten, und, noch ehe der Wunsch ausgesprochen wurde, ihn zu befriedigen. Auch behielt der Herzog August die uneingeschränkste Freiheit, von allem höfischen Zwange entfesselt, ganz nach seiner Neigung zu leben. Friedrich Wilhelm selbst hielt diese Freiheit für des Lebens höchstes Gut. Er hatte sich einen angenehmen gelegenen, doch durchaus nicht kostbaren Garten, der von dem fürstlichen Garten nur durch einen schmalen Arm des Okerflusses getrennt war, angekauft, und war willens, die Anlage noch zu erweitern, um sie zu einem der schönsten Lustorte in Braunschweigs Nähe umzuwandeln. In jenem Garten, wohin er sich oft allein in einem kleinen Kahne überschiffte, lebte er sich selbst und seinen stillen Freuden. Wer ihm dort zusprach, fand nicht den Fürsten, sondern den anspruchslosen Privatmann. Der Ostentation und Pracht gab er sich nur hin, wenn höhere Staatszwecke es erheischten. Aber

auch in diesen glänzenden Zirkeln war er der angenehmste, liberalste Wirt, der unterhaltendste Gesellschafter, der humanste Familienvater. Sein ganzes Volk hielt er für seine Familie, doch leider verstand nur der kleinste Teil desselben eine solche Humanität recht zu würdigen, und verleidete nur zu oft dem guten Vater die liberale Entäußerung seiner Fürsten- und Herrscherwürde!

Ich habe die Züge des guten Menschen gezeichnet, welche auch die giftigste Verleumdung nicht wagen wird, auszulöschen. Ich will einen Zug des kräftigen, edlen Menschen, worauf sich wahrhaft große Hoffnungen gründen ließen, hinzufügen. Lange vor seiner Rückkehr in die väterliche Heimat ging Friedrich Wilhelm, besonders durch Veranstaltung der nichtswürdigen westfälischen Despotentknechte, das Gerücht voraus: daß er in England ein höchst zügelloses Leben führe und dem Trunkte sehr ergeben sei. Er kam; man beobachtete ihn im stillen, und mußte gestehen, daß er höchst mäßig lebe, und besonders in Ansehung starker Getränke die strengste Aufmerksamkeit beobachte. So weit ging diese Aufmerksamkeit, daß er beim fröhlichsten Gelage nie über vier bis fünf Gläser trank. Auf dem ersten Zuge nach Brabant, im Anfange des Jahres 1814, wagte es ein alter Offizier, der ihn schon als Knaben gekannt und mit ihm in vertrauten Verhältnissen gelebt hatte, jene auffallende Enthaltensamkeit zur Sprache zu bringen. — „Sie haben recht, lieber **“, erwiderte der Herzog. „Ich achte streng auf mich selbst. In England tat ich es nicht, und ich kenne das Gerücht. Auch ist es nicht ganz ohne Grund. Aber einen festen Eid habe ich mir selbst von dem Augenblick an, wo ich mein Erbland wieder erhielt, geschworen: fortan nie die Schranken der Mäßigkeit zu überschreiten; und ich werd' ihn halten, den heiligen, festen Schwur.“

Und er hat ihn gehalten! Er ist Herr geworden über eine Leidenschaft, deren Befiegung zu den schwersten Auf-

gaben der moralischen Lebensordnung gehört. Man könnte sagen: nicht hat die Sünde ihn, sondern er hat die Sünde verlassen. Er hat sie besiegt und ist Herr geworden über sich selbst. Das kann nur ein fester, starker Charakter! Ein solcher Zug ist mehr wert als tausend Anekdöten, für den Psychologen, für den ernsten, wahrheitsliebenden Menschenbeobachter. Und wenn irgend etwas den Glauben verbürgt: Friedrich Wilhelm wäre für die Folge ein trefflicher, ganz für seine Zeit passender Regent geworden, so ist es jene Tatsache.

* *

Daß er ein Held im wahren Sinne des Wortes gewesen; daß seine und des Vaterlandes Ehre ihm als das höchste Gut erschienen, und daß er alles daran gesetzt, dieses heilige Kleinod unbefleckt zu bewahren, wird wohl der schändlichste Neid nicht zu bestreiten unternehmen. Er war kein großer Feldherr in dem Sinne des Wortes, welchen die neuere Kriegskunst erfunden hat. Das Umfassende großer kombinierter Operationspläne, wobei man sich mit Hunderttausenden auf Hunderten von Quadratmeilen herumtummelt, war nicht sein Fach. Aber er war ein trefflicher General in Ziethens und selbst in Blüchers Geist. Als solcher hat er sich in der furchtbaren Schlacht am 16. Juni 1815 bewiesen. Was Ziethen bei Hochkirch war, das war er dort bei Quatre Bras. Man muß den Bericht des Marschalls Ney mit Bedacht lesen, um völlig überzeugt zu werden, daß nur die aufopfernde Tapferkeit, womit Friedrich Wilhelms heroisches Vorbild seine jungen Truppen begeisterte, den Durchbruch der Franzosen nach Brüssel vereitelte, und eine solche Schlacht, als die entscheidende am 18. Juni wurde, möglich machte. Der Glaube begeisterte ihn. Für deutsche Freiheit und Vaterland verachtete er darum den Tod, der aus hun-

dert Mordschlünden ihm entgegen brüllte, und er fiel in dem schönsten, heiligsten Beruf, worin je ein deutscher Fürst, ein deutscher Held fallen kann. Würde nicht, ohne sein Vorbild in Anschlag zu bringen, eine solche ausharrende Tapferkeit, als die braven Braunschweiger in jener Schlacht bewiesen, ein unerklärbares Wunderwerk sein? Focht nicht der Feind mit ausgesuchten, krieggeübten und der Zahl nach weit überlegenen Scharen gegen jene jungen, größtentheils zum ersten Mal ins Feuer geführten Truppen! Möchten sie ohne Friedrich Wilhelm wohl dem ersten furchtbaren Andrang der geharnischten Reiter des Welttyrannen widerstanden haben, da es ihnen sogar an Geschütz fehlte?

Ehre und Dank also dem Helden des Vaterlandes! Wenn des Spartaners Leonidas, wenn des Römers Curtius, wenn des Schweizers Arnold Winkelrieds Thaten unvergänglich prangen im Buche der Menschengeschichte, so wird auch dein Name und was davon ist, nicht verhallen: o Friedrich Wilhelm von Braunschweig! Und wenn die hochgepriesene Finanzkunst nicht so viel herauszurechnen vermag, daß dein dankbares Volk dir ein würdiges Denkmal errichte, so wird dennoch im hehren Tempel der Geschichte zu deiner Ehre stets das heilige Wort erschallen:

Exegit monumentum aere perennius!

Pünktliche
Beschreibung der Vorfälle,

welche

zwischen Sr. Herzogl. Durchlaucht dem
Herzog von Braunschweig-Dels

sowohl

während der Westfälischen Regierungszeit, als auch nach dessen Rückkehr, wie er von seinem rechtmäßigen Eigentum, dem Herzogtum Braunschweig wiederum Besitz genommen, und zwischen mir, dem unterzeichneten Gastwirt und Pferdehändler

Stäffe auf dem „Weißen Rosse“
vor Braunschweig

statt gehabt haben, welche ich auf Befehl des Hochseligen Durchlauchtigen Herrn Herzogs Friedrich Wilhelm zu Papier habe bringen sollen, und die ich mir in aller Untertänigkeit seinen Durchlauchtigen Herren Söhnen, dem regierenden Herrn Herzog Karl, sowie auch dem Herrn Herzog Wilhelm zu überreichen erlaube.

1824.



Während der westfälischen Regierungszeit waren der durchlauchtig hochselig verstorbene Herzog Friedrich Wilhelm dreimal im strengsten Inkognito auf dem weißen Roß und beehrten mich und mein Haus mit Dero hohem Besuch.

Bei diesen Gelegenheiten trugen Höchstdieselben mir unter vier Augen auf, daß, im Falle das Land durch schwere Requisitionen, die in unser Fach schlugen, es seien Pferde, Rindvieh, Korn oder Fourage, stark mitgenommen würde, wir uns jedesmal bei der Regierung dazu melden, und solche, ohne allen Nutzen für uns, anschaffen, oder aber der Regierung die Mittel, wie solche am wohlfeilsten zu erlangen, an die Hand geben sollten; Ihro herzogliche Durchlaucht würden alles gut, ja mehr als gut zu machen suchen.

Dieser geheime Befehl ist bei jedesmal vorkommender Gelegenheit beobachtet und aufs pünktlichste von uns erfüllt worden.

Die erste Requisition bestand aus 40 Stück Rindvieh, welche unverzüglich nach Magdeburg geliefert werden sollten; zufällig erfuhr ich, daß der damalige Herr Geheime Legationsrat, nachheriger Präfect von Henneberg unsern Fleischern bereits 16 Taler in Friedrichsdor für 100 Pfund (das Vieh sollte lebendig taxiert werden) vergebens geboten hätte; ich ging mit meinem geheimen Auftrag im Herzen, in Gesellschaft meines verstorbenen Veters

Brandes, der zwar von dieser geheimen Sache nichts wußte, zum Herrn Geheimen Legationsrat von Hennberg, wenn ich ihn schon in meinen frühern Zeiten nicht unter meine Gönner zählen konnte: er ließ uns gleich vor sich, und ich sagte ihm, im Fall er mit den Fleischern noch keinen Kontrakt über jene 40 Stück Rindvieh geschlossen, ich ihm dieses Vieh liefern wollte, mit dem Zusatz: wir machen unsere Offerte nicht aus Gewinnsucht und suchen bei dieser Lieferung nur des Landes Nutzen, so wie wir diese nicht allein jetzt, sondern immer bei jeder zu machenden Requisition tun würden, wenn man uns die Ausführung übertrüge.

„Sie kommen mir wie ein Engel vom Himmel, indem ich in der größten Verlegenheit bin,“ war die Antwort des Herrn Geheimen Legationsrats, „aber können Sie mir es auch gewiß verschaffen?“ „Bestimmt! noch heute soll es vor Ihrer Thür sein, jedoch unter der Bedingung, daß der Verkäufer das Geld selbst bei Ihnen empfängt, wir aber finden unsern Lohn darin, für des Landes Besten gewirkt zu haben.“

Nachdem wir hierüber die Zusicherung erhalten, so eilten wir sogleich nach dem Steinhofe, wo wir wußten, daß ein fremder Viehhändler mit einer Herde von ungefähr 80 Stücken sich aufhielt; dieser hatte eigentlich den Plan gehabt, solche nach Berlin zu treiben, hatte es aber ratsamer gefunden, die ganze Herde an Herrn Weppermann zu verkaufen. Von diesem nun kauften wir das Paar wiederum für 15 Stück Friedrichsdor. Bei der Ablieferung, um zu ersehen, in welchem Verhältnis unser Kauf mit den früherhin den Fleischern gemachten Offerten stünde, baten wir uns aus, daß das Vieh durch einen erfahrenen hiesigen Beamten taxiert würde. Dieses geschah, und bot der Herr Beamte, wenn schon die Franzosen in Anmarsch wären, für 12 à 20 Stück, so er dazwischen auswählen wollte, fürs Stück 12 Friedrichsdor zu geben; mit-

hin kamen nun durch unsern Kauf die 100 Pfund nur 6½ bis 7 Taler, und es wurden gegen jenen früher gemachten Antrag dem Lande auf ein Stück 45 Taler Esdor. oder auf 40 Stück 1800 Taler eripart.

Eine folgende Requisition, so uns übertragen wurde, bestand darin, 100 Stück Reit- und Wagenpferde für die Equipage des Kaisers Napoleons zur Armee zu schaffen. Ich blieb meinem einmal gegebenen Worte getreu, solche nur für des Landes Beste zu besorgen, und schlug, ob man solche zwar mit mir affordieren wollte, dieses standhaft aus, den Nutzen nicht achtend, der mir durch diesen Afford geworden wäre, indem vorzüglich noch ein Glückszustand diesen meinen Einkauf begünstigte. Zuerst ging meine Reise nach Hamburg, um womöglich die Pferde Seiner Hochselig verstorbenen Herzoglichen Durchlaucht Herzog Braunschweig-Dels Herrn Friedrich Wilhelm zu kaufen; ich kam aber zu spät, sie waren bereits verkauft. Ich erhielt weiter nichts als zwei Pferde von Ihrer Herzoglichen Durchlaucht jetzt hochselig verstorbenen Durchlauchtigen Herrn Vater, dem Herrn Herzog Friedrich Wilhelm. Dieser bestand zwar darauf, solche dem Lande schenken zu wollen; allein auf mein Ersuchen, wie ich dadurch in Gefahr kommen könnte, indem die Franzosen meine mit Ihnen habenden Verbindungen nicht einmal ahnen dürften, stand er von diesem Vorsatz ab, und überließ mir solche käuflich. —

Von da ging meine Reise nach Bremen, hier fand ich vier weiße Pferde mit einzelnen schwarzen Flecken, welche der Bremer Magistrat durch einen Handelsmann, W a r n e d e r L o o s e hatte kaufen lassen, um damit den damaligen französischen Kommandanten bei seinem Abgang zu beschenken.

Zwischen dem Handelsmann und dem Magistrat waren Mißhelligkeiten über den Preis entstanden, er offerierte mir also solche. Wahrscheinlich denkend, daß ich nicht zu rasch zusehen würde, ging er nach der Stadt, um noch einmal

mit den Herren des Rats zu sprechen. Währenddem kaufte ich solche von seinem Kompagnon, namens Widmann, um 210 Stück Friedrichsdor; er erschrak, als er bei seiner Zurückkunft von diesem Handel hörte, indem er Ordre erhielt, die Pferde noch einmal zu präsentieren. Was einmal verkauft ist, kann nicht zurückgenommen werden, er mußte also den sauren Weg antreten und den hochweisen Rat davon benachrichtigen. Dieser beauftragte ihn nun, mir die Pferde zu jedem Preis wieder abzukaufen, er bot zuletzt 600 Stück Friedrichsdor. Da ich einmal die Pferde für Rechnung des Landes gekauft hatte, so konnte ich keinen Handel damit treiben, sie gingen nach Braunschweig.

Wenn Geld Reiz für mich hätte, so wäre dieser ansehnliche Profit auf vier Pferde ein großes Probestück zum Verführen gewesen, wenn schon nicht das erste der Art; allein redlich und offen zu handeln in allen meinen Geschäften, Tun und Lassen, ist die Grundlage meines Geschäftes immer und stets gewesen, und dabei bleibe ich.

Als ich dreißig und vierzig Stück dieser Pferde zusammengekauft, erhielt ich die Ordre, damit aufzuhören, indem man sich durch eine Geldsumme wegen der übrigen verglichen hätte; ich ging nun mit nach Braunschweig, und hier mußte ich, wider meinen Willen, von der damaligen Behörde fürs Stück 2 Friedrichsdor Kaufgeld mit Gewalt annehmen, und darüber quittieren, es sollte und mußte sein, der Befehl war einmal da.

Kurz darauf kam der Bremer Kommandant, für den die 4 Stücke weißfleckige Tigerpferde bestimmt gewesen, auf seiner Reise zur Armee über hier (mir dünkt, er hieß General Savary), und kam mit dem französischen Intendanten aufs weiße Hof, um die 43 Requisitionspferde, welche sich noch in meinen Ställen befanden, zu besehen. Hier mußte ich noch ein Kompliment wegen meiner Uneigennützigkeit, indem ich des Landes Beste meinem Vorteil

vorgezogen, anhören, da er das ganze Verhältnis mit diesen Pferden kannte.

Zu einer fernerer Requisition von 800 Stück Hornvieh meldeten wir uns vergebens, indem der französische Intendant Daru platterdings keinem Deutschen einen Kontrakt geben wollte. Nur der bei ihm seiende Jude Rense aus Strassburg sei Armee-Lieferant, auf den könne er sich verlassen, und allen Behörden wurde befohlen, nur mit diesem und keinem andern zu kontrahieren; er lieferte also 100 Pfund für 16 Taler in Friedb. Wir hatten es offeriert, die 100 Pfund à 5½ bis 6 Taler für des Landes Beste einzukaufen.

Der Jude hatte den ungeheuren Nutzen gegen unsere Offerte, wenn man den Ochsen zu 550 Pfund annimmt, daß er aufs Stück 12 Friedb. verdiente, machte auf 800 Stück 48 000 Taler.

Diese wären erspart, hätte man uns die Lieferung gegeben.

Ein gleiches Schicksal hatte eine folgende Requisition von 500 Stück Chasseur-Pferden. Wir, immer des Landes Beste im Auge habend, waren erbötig, solche zu 14 Friedb. das Stück zu liefern, allein trotz aller Bemühungen der Behörden, uns die Lieferung zuzuwenden, und solche für des Landes Beste aufzukaufen, mußten sie solche doch dem Juden geben, und er erhielt 27 Friedrichsdor fürs Stück; das Ersparnis, hätten wir anstatt des Juden geliefert, beträgt für 500 Stück à 18 Friedrichsdor 32 500 Taler.

Gewiß eine bedeutende Ersparung, welche in den drei Requisitionen, als:

a) mit 1800

b) „ 48 000

c) „ 32 500

82 300 Taler

betragen haben würde, wenn uns die Lieferungen ausschließlich überlassen worden wären.

Schon zweimal waren während obigen Vorfällen Sr. Hochselig verstorbenen Durchlaucht bei mir auf dem weißen Kasse im strengsten Inognito gewesen, ohne daß das mindeste davon bemerkt war; allein jetzt zum drittenmale, war es stadtkundig geworden, wodurch, weiß ich nicht.

Bei dieser Gelegenheit befahlen mir Sr. Herzogl. Durchlaucht nicht mehr Sr. Durchlaucht, sondern bloß mein Herr zu sagen, es sei zu gefährlich, der Verräter schliefe nicht, ich kenne die große Gefahr nicht, wie er, und empfahl mir die größte Vorsicht. Sollte es aber das Schicksal wollen, und ich würde unglücklich durch meine Anhänglichkeit an ihm, so sollte meine Nachkommenschaft lebenslänglich, so lange das Haus Braunschweig bestünde, und meine Familie existierte, reichlich versorgt sein und werden. Uebrigens versicherten mir Thro herzogl. Durchlaucht und bekräftigten es mit einem Handschlag, daß, sobald sich die Zeiten geändert hätten, Sie mein Haus und Hof vergrößern, ja daß Sie an mir Wunder tun, und die ganze Welt in Staunen setzen wollten.

Sie wiederholten Ihre Warnung in Ansehung der Vorsicht noch einmal, ich bat Thro Durchlaucht, so oft zu kommen, als es Ihnen gefällig sei, und sollte ich auch Threrwegen gleich sterben, so ging ich meinem Tod mit Freuden entgegen.

„Das bin ich überzeugt, mein lieber Stäffe,“ war Thro Durchlaucht Antwort, und ich werde es mein Lebenslang nicht vergessen; doch will ich es nicht hoffen, belohnen tue ich es aber gewiß, nur jetzt kann ich nicht. Doch die Umstände ändern sich vielleicht bald.“ Bei dieser Gelegenheit äußerten Sie sich ferner, „was mich betrifft, mich kriegt keiner lebendig, wer mir vorkommt, den strecke ich zu Boden,“ dabei zeigten Sie mir Ihre bei sich führenden Mordgewehre, als Dolche, Pistolen und Säbel.

Nun kam der Wagen, worin sich der dermalige Sekretär und Kammerdiener Canzo befand. Ich begleitete meinen

Herrn bis dahin, und gab Se. herzogl. Durchlaucht gegen den Postillon für den Bankier P o p e r von Wien aus, der binnen kurzem Pferde von uns erhielt, und welcher ungefähr einige Jahre früher 10 000 Stück Remontepferde schon für Sr. K. K. Oesterreichische Majestät von uns geliefert bekam, und wirklich auch jetzt mir vor einigen Tagen einen Kontrakt über 16 Pferde eingefandt hatte.

Ein sehr bedenklicher Umstand trat jetzt ein: Des Postillons Zettel lautete auf Ohoff, und Ihro Durchlaucht wollten aus Gründen über Giffhorn und Gamsen fahren. Der Postillon war nicht zu bereeden, von seiner vorgeschriebenen Route zu weichen, er blieb bei seiner Aeußerung, er dürfe es nicht tun. Endlich, nachdem ich mich für jeden für ihn daraus entstehenden Nachteil verbindlich gemacht und ihm die Versicherung gegeben, daß der Herr ihm in Gamsen für die mehrere Meilenzahl, so er führe, das Postgeld ersetzen, auch seinen guten Willen mit einem Dukaten belohnen würde, entschloß er sich, über Beltenhoff auf Gamsen zu fahren. Ein großes Unglück konnte daraus entstehen, wenn der Postillon auf seinen Kopf bestanden, indem Ihro Durchlaucht alsdann wieder vor die Post und durch die Stadt fahren und sich erkannt zu werden aussetzen mußten.

Indessen munkelte es in der Stadt sehr stark, der Herzog sei auf dem Roß gewesen; wahrscheinlich war er bei seinem Durchgehen zu Fuß durch die Stadt von einem oder dem andern erkannt. Dieses zog die Aufmerksamkeit der höheren Behörden auf sich und bewog den jetzigen Oberkammerherren, damaligen Maire von Münchhausen, des andern Tages sich zu Pferd zu mir heraus zu bemühen und sich zu erkundigen, wer der Herr, welcher gestern von hier abgefahren, gewesen sei. Meine Antwort war, der Herr Bankier Poper von Wien, er reist in Geschäften nach Hamburg; es ist derselbe, der in dem Jahre, als die Franzosen ins Hannoversche rückten, von uns 10 000 Pferde für Sr. Maj. dem

Kaiser Franz von Oesterreich geliefert erhalten hat. Dieser hätte einige Luxuspferde nötig gehabt und hätte mir bei seiner Durchreise einen Kontrakt über 16 Pferde, Zeit zwei Monate, zu liefern eingehändigt. Der Herr Maire wollten meinen Worten nicht so ganz glauben und meinten, es könne auch ein anderer Herr gewesen sein, ich müßte mich genauer legitimieren. Hierauf konnte ich weiter nichts sagen, als ihn bitten, vom Pferde zu steigen und sich in meine Stube zu bemühen, wo ich die Ehre haben werde, ihm obenerwähnten Kontrakt zu zeigen.

Der Herr Maire willfahrte meiner Bitte, und ich zeigte ihm den zu meinem Glück zwei Tage früher mit der Post von Wien erhaltenen Kontrakt über 16 Stück Luxuspferde.

Nach Durchlesung gaben Sie mir den Kontrakt zurück, mit dem Zusage, „jetzt haben Sie sich völlig legitimiert, es ist keine weitere Untersuchung nötig, ich bin genugsam überzeugt. Mir ist vorgebracht, Sr. Durchlaucht der Herr Herzog sei in ihrem Hause; ich sehe aber, daß man sich in der Person geirrt hat; von nun an mag kommen, wer da will, so werde ich ihm gleich bedeuten, daß es nicht wahr ist.“

Eine fernere Untersuchung war dem Kapitän der Gendarmerie Grensby übertragen, und noch an dem nämlichen Tage kam er mit einigen Gendarmen zur Hausuntersuchung und um Nachfrage wegen des Herzogs zu halten, heraus. Allein die guten Verhältnisse, worin wir mit diesem Manne standen, welchem selbst aus unserer Erzählung der hochselig Durchlauchtige Herzog völlig bekannt war, hielten ihn von aller strengen Untersuchung ab, er begnügte sich mit unserer Aeußerung, Herr Maire habe diese Sache bereits untersucht.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die große Anhänglichkeit an unser Fürstenhaus, sowie das menschenfreundliche Betragen gegen meine Person, des jetzigen Herrn Ober-Kammerherrn, damaligen Maire von Münchhausen

zu schildern. Bei seiner strengen Untersuchung mochte er leicht der Sache auf den Grund kommen; denn es war zu sehr Stadtgespräch geworden. Beweis genug für mich, daß des Nachmittags viele Menschen heraus kamen, die über das, was sie gehört, von mir Gewißheit haben wollten, die ich aber alle auf die eigene Untersuchung des Herrn Maire hingewiesen. Was wäre bei einer strengen Untersuchung wohl mein Los gewesen? Bestimmt nichts anders, als totgeschossen, meine Güter konfisziert, und die Meinigen des Landes oder in eine Strafanstalt verwiesen zu werden.

Jetzt komme ich auf den glorreichen Heerzug, der, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, Ihre Hochfürstlichen Durchlaucht, Dero hochselig verstorbenen Herrn Vater in den Besitz seines Eigentums setzte und gewiß allen Braunschweigern unvergeßlich bleiben wird.

Ehrfurchtsvoll ging auch ich Sr. Durchlaucht entgegen, allein die große Volksmenge hinderte mich, daß ich nicht weiter als auf dem Egidienmarkt vordringen konnte und hier gegen das Haus des Herrn Staatsrats von Hantelmann gedrückt, stehen bleiben mußte, bis Se. Herzogliche Durchlaucht mit Ihren Truppen vorbeipassiert waren.

In der Meinung, Ihre herzogliche Durchlaucht auf dem Schlosse zu treffen, ging ich, als der Tumult sich etwas gelegt, dahin; ich sah aber auch nicht ein helles Fenster. Ungefähr in der Mitte des eisernen Stafetts begegnete mir ein Laternenträger, welcher jemanden vorleuchtete. Dieser sagte redete mich mit den Worten an: „Guten Abend, mein lieber Stäffe, wohin?“ Meine Antwort war, den ich hier suche, finde ich nicht.

„Na, lau gahe man erst met mid boben herup, id hebbe ehm wat to seggen,“ tönte es mir entgegen, und in dem Augenblick erkannte ich Sr. Durchlaucht erst und versicherte ihn meines herzlichen Willkommens und schuldigen Respekts.

„Na, na, schon gut, gahe man glied medde“, und so nahmen mich Sr. Durchlaucht mit aufs Schloß. Hier befaßten mir Hochdieselben, daß ich des andern Morgens 9 Uhr mit 100 Pferden für seine Truppen auf dem Wall am Petritor sein sollte. Auf meine Antwort, daß ich wohl 80 hier aus der Gegend gleich herbei schaffen wollte, ob es mir aber möglich sei, in so kurzer Zeit die vollen 100 Stück zu liefern, könnte ich nicht gewiß versprechen, erwiderten Sie:

„Schide glieds ut un lat hei se bienander kommen, 7 Uhr mot hei se vorm Peters Tore up den Walle bienander heben; nu gebe hei sied alle Neue un kome in ner Stunne nochmahl wedder tau mid.“

Von da ging mein Weg zum Herrn Maire von M ü n c h h a u s e n. Ich fand ihn in Verlegenheit, indem er Sr. Herzoglichen Durchlaucht 3 oder 4 Boten bis Wolfenbüttel entgegen geschickt, um die Befehle von Sr. Durchlaucht, als auch die Bestimmung wegen Ihrer Logie zu erhalten, es sei aber kein einziger zurückgekommen. Er fragte also, ob Sr. Durchlaucht etwa auf dem Rosse abgetreten sei? Meine Antwort ging dahin, wie ich Sr. Durchlaucht soeben vor dem Schloß begegnet, Sie mich mit hinauf genommen und daselbst 100 Stück Remonte-Pferde für ihre Truppen auf Morgen früh 7 Uhr am Peterstor-Wall zu liefern bestellt hätten. Da ich gerade 60 bis 80 Stück für den Herrn Großherzog von Darmstadt bestimmte Pferde stehen hätte, könnte ich dieses leicht bewerkstelligen, um so mehr, da die Aeußerung Seiner Herzoglichen Durchlaucht dahin ginge, wenn die 100 Stück nicht ganz komplett wären, nur vorerst so viel ich anschaffen könne, bringen solle. Um mir keine Verlegenheiten zuzuziehen, brächte ich ihm, als der damaligen ersten Stadtbehörde, hiervon Kunde.

Seine Aeußerung hierauf war: Ich möchte den Durchlauchtigen Herrn Herzog so viel Pferde, als er haben wollte, auch an den Ort, wohin er sie verlangte, liefern, gegen alle

Verlegenheit sei ich aber gesichert, da ich ihm Anzeige hiervon gemacht.

Am andern Morgen begegneten mir Ihre Durchlaucht am Kreuzloster, gerade als Sie im Begriff standen, mit ihren Truppen zur Schlacht bei Delper zu marschieren. Hier gaben Sie mir Ordre, jene Pferde nur dem Herrn Oberstleutnant von Meyer zu übergeben, Sie sähen solche als bereits empfangen an. Allein, aller angewandten Mühe ungeachtet, war es mir nicht möglich, den Herrn Oberstleutnant von Meyer zu treffen, ich mußte eilen, da die Brücken alle abgetragen wurden, mit meinen Pferden durch das hohe Thor aus der Stadt zu kommen.

Den Nachmittag, als Ihre Durchlaucht aus der Schlacht zurückkamen, erzählte ich Hochdenselben diesen Vorfall und wie ich die Pferde wiederum aufs Land hätte gehen lassen, auf Befehl solche aber binnen 3 Stunden wieder herbei schaffen könne; worauf Hochdieselben erwiderten, daß sie jetzt die Pferde nicht mehr brauchten, Sie wollten solche dem Lande schenken, was ich aber für Schaden und Kosten verlange, sollte ich vergütet erhalten. Hiervon habe ich nie etwas verlangt, und die Pferde sind an ihre erste Bestimmung gesendet worden. Einen Befehl von Ihrer Durchlaucht, in 2 bis 3 Stunden für 1500 Mann soviel Lebensmittel, oder was solche sonst verlangten, herbei zu schaffen, war mir nicht möglich, in seinem ganzen Umfange zu erfüllen, indem es mir vorzüglich an Kochgeschirr und andern Nothwendigkeiten fehlte; ich schlug also vor, durch eine Requisition an den Herrn Maire dieses zu bewerkstelligen, weil man in der Stadt, da schon oftmals 2 bis 3000 Mann Truppen bivouiert, auf diese Kocherei eingerichtet sei.

Die Stadt that, was sie in der Eile konnte, allein demungeachtet logierten sich noch viele ins Haus, dann in Ställen und um den Hof herum, welche wir sowohl, als auch die sämtlich ausstehenden Posten, mit Essen und Trinken überflüssig versorgten. Ein gleiches erhielten die

Herren Offiziers und Unteroffiziers, auch was sie an Wein, Tee und Rum verlangten; die Marketenber füllten ihre Tönnchen mit Brantwein und Bier auf den folgenden Marsch, alles unter der Versicherung Sr. Durchlaucht, es würde alles bezahlt. Ihre Leute sollten wissen, daß sie als Eroberer in Sr. Durchlaucht rechtmäßigen Erbstaaten wären.

Die Rechnung hierüber ist eingereicht, moniert, aber bis auf den heutigen Tag noch nicht bezahlt.

Nachtquartier nahmen Sr. Durchlaucht nicht, ich mußte ihm 4 Stück Kornstroh in den Hinfeschen Garten bringen, darauf lagerten Sie sich und deckten sich mit Ihrem Mantel zu.

Schon um 2 Uhr des Morgens waren Sr. Durchlaucht auf dem Roß und neckten Ihre Herren Offiziere, welche in der Stube auf den Stühlen saßen und theils eingeschlafen waren, mit den Worten: „Guten Morgen, ihr Herren, die Ruhe verläßt uns, und wir müssen sie verlassen.“ Gleich war alles munter, und jeder an seinem Platz.

Ich kriegte den Befehl, vor und um die Stube herum zu gehen, damit niemand horchte, indem Sr. Durchlaucht Ihre Ordres ausgaben.

Darauf wurde nun in aller Eile noch etwas Kaffee und Rum genossen, wobei die Druppen mit der Ahnung einer neuen Schlacht abzogen; nur ein eiliges Adieu scholl uns von Sr. Durchlaucht entgegen.

Die Freude, unsern rechtmäßigen Herzog bei uns zu sehen, war kurz, sie dauerte kaum 4 Stunden, es blieb uns weiter nichts, als die tröstende Hoffnung anderer Zeiten.

Es verstrichen Jahre, bis uns die Glücks-Sonne von neuem schien, doch endlich kam der Zeitpunkt, wo wir Sr. Durchlaucht entgegen eilen und zu unserer unaussprechlichen Freude in ihrem eigenen Lande bewillkommen konnten; aber auch diese Freude war nicht von ganz langer

Dauer, der leidige Krieg riß unsern guten Fürsten abermals aus unserer Mitte.

In dem Jahre Ihres Hierseins hatten wir das Glück, Hochdieselben gewiß wöchentlich ein paar Mal bei uns auf dem Rosse zu sehen, theils in Geschäften, indem wir uns Ihres ganzen Zutrauens rühmen konnten, theils aber auch zum Vergnügen, wobei wir es uns zur Ehre rechnen, manche Stunde Ihre Unterhaltung genossen zu haben.

Als der Tag der Abreise herannahte, begab ich mich drei Tage vorher aufs Schloß, da hatte ich noch folgende merkwürdige Unterredung mit Sr. Durchlaucht, wobei ich zugleich einen Auftrag erhielt, dessen ich mich hierbei ehrsüchtig entledige.

Also drei Tage vor der Abreise gegen die Franzosen ging ich aufs Schloß, um Sr. Durchlaucht Glück und Gesundheit zu wünschen und Lebewohl zu sagen, leider nicht ahnend, daß diese Reise so unglücklich ausfallen würde.

Raum hatte ich mich gesetzt, so erschien Herr Oberkammerherr von Münchhausen, und es gereicht mir zur großen Freude, wie ich Sr. Durchlaucht diesen sehr braven Mann als meinen und der Meinigen Erhalter schildern konnte, indem ich sein Benehmen, als es stadtkundig geworden, daß Ihro Durchlaucht während der westfälischen Zeit in meinem Hause gewesen, erzählte. Innig gerührt wurde ich, daß ich dem Durchlauchtigen Herzog jeden Zweifel nahm, als sei der Herr von Münchhausen so ein Franzosenfreund, wofür er ihm geschildert gewesen, noch mehr aber, als Hochdieselben durch meine Zusage den Patriotismus dieses Herrn einsah.

„Hat he miene Kinder, de Prinzen, alle mahl sein?“

„Nein, Ihre Herzogliche Durchlaucht, ich habe sie noch nie gesehen, ich hoffte immer, so glücklich zu sein, Sie in Ihro Durchlaucht Gegenwart auf diesem Zimmer zu treffen, allein ich habe dieses Glück noch nicht erreichen können.“

„Na, de come her un gahе hei man medde, id mot se ehm wiesen, sei moet und solt ehn kennen lehren.“

Ich antwortete: „Ihro Durchlaucht, die jungen Prinzen schlafen ja noch.“

„Dat maakt nicht, sau wiese id se ehm in Bedde, come man her, id will ehm selbst upseuren, un ehm sei vorstellen.“

Ich mußte folgen, und wir traten ins Schlafzimmer.

„Guten Morgen, liebe Kinder! Schlaft Ihr noch?“

„Nein, lieber Vater,“ erwiderte Ihro Herzogliche Durchlaucht, „ich liege nur so, weil mein Bruder sich anziehen läßt, dann werde ich gleich aufstehen.“

„Liege nur stille, mein Sohn, Du hast wohl geschwikt?“

„Nein!“ Ihro Durchlaucht fuhr mit Ihrer Hand unter das Bett: „o! du bist ja nicht warm“, schlugen das Bett zurück, und nahmen den jekigen durchlauchtigen Herzog auf Ihre Arme und liebten ihn. Darauf stellten Hochdieselben im Hemde vor mir hin, und fragten nun: „Na, wat segt hei dar tau?“ Ich erwiderte, so wie ich es beurteilen konnte, so hätten Sr. Herzoglichen Durchlaucht die besten Ausichten, an diesen jungen Prinzen alle Ehre und Freude zu Ihren Vergnügen zu erleben, so wie sie ein Vater an seinem Kinde nur wünschen könnte; ich sähe aus Sr. Durchlaucht dem Prinzen Ihren Blicken ein sanftes, sehr leutseliges Wesen hervorleuchten, welches mit Liebe und Wohlthaten sich verbindet, woran Se. Herzogliche Durchlaucht alle Ehre und Freude zu erleben, die besten Ausichten haben. „Is dat wahr, et sal miid freuen.“

„Na, Wilhelm, sau tum du ock mal her, na wat segte den dar tau?“

Ich erwiderte, ich könnte nichts anderes als das oben Gesagte auch auf diesen Prinzen ausdehnen.

„Na, dat freuet miid.“ Darauf fuhrn Se. Durchlaucht weiter fort und sagten: „Na, liebe Kinder, alle beide, ich führe euch diesen Mann, meinen alten guten Freund, selbst vor, er hat sehr viel, ja vieles an mir getan, ich stelle ihn

darum Euch selbst vor, Ihr sollt ihn kennen lernen, er wohnt auf dem weißen Roß.

Es war immer mein Lieblingsgang zu ihm — nach seinem Hause zu gehen; — Ihr sollt ihn fleißig, wenn Ihr müßige Stunden habt und spazieren gehen wollt, besuchen.

Habt Ihr Lust, etwas zu genießen, so fordert nur; was er hat, gibt er gerne.“ Hierauf sagten Ihre Herzogliche Durchlaucht zu den Umgebungen, daß sie mit dafür sorgen sollten, daß die Prinzen während Ihrer Abwesenheit fleißig nach dem Roße gehen sollten; auch ich bat die durchlauchtigsten Prinzen, mich und mein Haus mit ihrem hohen Besuch recht oft zu beglücken, empfahl mich und folgte dem durchlauchtigsten Herzog in sein Zimmer.

„Mutte hei sief, nu will wi mahl von anderen Saaden met einander spracken, wat ik vorne Absicht mit ehm, den sienigen, sienen Rosse, Hus und Hof vorhebbe.

1. Sal hei siene Gerechtigkeiten, dei siene Eldern, wie hei mid mal vertaehlt hat, von August Wilhelm Dieden her geschenket bekommen hebbet, von mid erneuert kriegen, sau dat sei wedder in ehre Kraft kummt.

2. Den will id al dei Markte, dei heir un da herum jekund eholen werd, byt Roß legen, dat Land hindern Hobbe paßt am besten dartau; dat Miß Markt sol 8 Dage staen, und soellt de Perd, sau wie et up andern Wissen brucklich is, ut den Ställen verlost weren, went an Ställen fehlt, so will id ehm Holt und Steine schenden, und hei kann noch vor 100 oder 200 Stück buen laten.

3. Schenke id ehm dat ganze Kriekloster, mit den Hoebben, dei dartau hoert, un wat der sonst von verasterpachtet is, als den Steinhoff, Rastturm, un der glieden mehr usw. Kort wat et is, et bestahe, worin et will, Holt, Sand und Band, wat Erd, Rud un Nagel feste is. Dei Gehülde hoert dartau, dei sal hei afriten un op den Rosse wedder hen buen, wohen he will, wo se ehm am besten paßt, denn dat Roß soll als dat Kloster betrachtet weren, wiel id

vorhebbe, up dem Klosterhoff eine Kaserne to buen, un von da sall et dat Kloster-Roß heten.“

Ich fand die Gnade zu groß, so viel verdiente ich nicht, und weigerte mich, solche anzunehmen, allein Ihre Durchlaucht sagten:

„Ich will dat aber sau hebbben.“

Ich hat abermals um einen Vorschlag dagegen.

„Na, wat is den dat?“

„Wenn Euer Durchlaucht mich zu beglücken die Gnade haben wollen, so gehen wir ins vorige Säculum zurück; ich nehme das Kloster in Erbpacht, und zwar die niedrigste, welche es im vorigen Säculum getan hat, was aber die Gebäude betrifft, so bezahle ich solche nach einer soliden Taxation.“

„Ne, dat mot sau blieben.“

Ich wagte es, wenigstens noch einen Vorschlag tun zu dürfen.

„Na, wat hat hei den noch vor einen Infall, id will hoeren.“

Ich fand es Gnade genug, wenn Se. Durchlaucht jene Erbpacht, welche sie auf meine spätesten Nachkommen auszudehnen geruhen wollten, auf die Hälfte herabsetzten, sowie ich auch recht gerne die Gebäude zum halben Taxationspreis zahlen wollte.

„Dat mient hei wol, denn herre id ehr wat, oder niet geben; hei mot nich globen, dat saun Krißkloster bi mid in Betracht kumt, gegen dat, was id ehm daun wil. Dei Deit is to fort, vor miener naen Afreise, sonst werre id et glied in Ordnung bringen, als id et vorhebbe, un da soll hei niels gegen hebbben, et mot frielich nu so lange blieben, bet id retour to Hues come, den sal aber alles glied in Ordnung kommen, un gemacht wern, un dat verlate hei sid, da gebe id ehm miene Hand darup.“

Bei Beendigung dieses Gespräches griff ich zufällig in die Tasche und nahm eine Priße Tabak.

Ihre herzogliche Durchlaucht fragten sogleich: „Wat hat hei da vor ne Dose?“ nahmen und besahen sie, „dat sal id wol sien, ziemlich gedropen, von wem hat hei dei?“

„Ich habe durch einen Tausch im Pferdehandel mir solche zu verschaffen gewußt,“ war meine Antwort, „ich wünschte sie so sehr zu haben, allein für Geld war sie ihrem ersten Besitzer nicht feil.“

„Et is schon gut, dei sall hei miß laten, miß sallt eben ein Gedanke by, dartau id se benuzen will.“

„Von Herzen gerne! behalten sie Ihre Durchlaucht nur.“

„Sei is nun miene, nu gebe id se ehm tor Verwahrung wedder torück, dat hei se wol uphoept, hei sal sei sau lange in Verwahrung nehmen, bet mien Prinzen toue Regierung komt, den sal hei, wenn hei den Dag erlebt, sonst siene Nakomenschaft David, de kliene Davidgen, oder siene Mutter, wer noch davon da is, düsse Dose bi den Prinzen, den Herzog sowohl, als sienen Brauder Wilhelm, afgeben. Wenn miene Prinzen de Dose ansecht, sau bliebet se miener ingedent un erinnert sid siener und siener Nakomen togluk oek daby, id hebbe ehm umsonst diesen morgen nich selbst vorestellt, se wettet, wen se so wiet erstmal etomen sind, watt dütt to bedüen hat. Nu befehle id ehm, wen hei oder siene Nakomen de Dose overgefft, unse ganzes Einverstaendnis, wortlich to Papiere gestellt, met to obergerben.“

„Alles, wie Ihre Durchlaucht befehlen, werde ich es machen, nur kommt es mir beinahe vor, als wenn Euer Herzogliche Durchlaucht an Dero glücklichen Zukunft zweifeln.“

„Dat is kein Gedanke, wo kumt hei up saunen Infall?“

„Ihre Durchlaucht halten zu Gnaden, wir sind Menschen.“

„Da hebbe id kein Arg ut, wenn all dat Ungluk mal oberstaen is, den denk id miene Dage erst recht to gewelten, den will wi noch recht vergnügt unse Leben met einander tau bringen.“

„Das gebe der liebe Gott, ich wünsche und hoffe es von ganzem Herzen.“

„Wo stiet et den mit der Forderung ut Paris, is dat Geld all inne gahn?“

Wir hatten nämlich dem Kaiser der Franzosen vor seinem Marsche nach Rußland binnen 22 Monaten 18 000 Pferde liefern müssen, der Rest unserer Forderung war 48 000 Tlr., worauf wir 6000 Tlr. erhalten hatten, es blieb also unsere rechtmäßige Forderung, und ist es noch in dieser Stunde, 42 000 Tlr., welches Ihre herzoglichen Durchlaucht sehr wohl bekannt war, und worauf sich diese Frage bezog. Sie befahlen mir nun, Hochdemselben aufs baldigste zur Armee zu folgen und die Reise nach Paris in Ihrer Suite zu machen; bemerkten noch, wo Sie anzutreffen wären, würde mir leicht zu erfahren sein, Sie würden uns unsere ganze Forderung in Paris auswirken, die Franzosen sollten bei Heller und Pfennig bezahlen; täten sie es nicht, so wollten es Ihre Durchlaucht aus Ihrer Tasche tun.

Jetzt empfahl ich mich, wobei Ihre Durchlaucht mir das baldige Nachkommen noch einmal einknüpften und die Versicherung gaben, wie Hochdieselben vor Ihrer Abreise noch einmal auf dem Rosse vorkommen würden, um Adieu zu sagen.

Den Tag ihrer Abreise erfüllten Ihre Durchlaucht dies gegebene Versprechen, indem Sie schon 7 Uhr morgens zu Fuße ganz unerwartet zu uns kamen.

„Mienen Wagen late id iner Stunne nakommen, um sien Upsein in der Stadt to maken, id wil mid de fort Died hier noch oben ein un ander Sacken underholen, wäre id herut esahren, sau hern id den ganzen Wagen noch fuller Papiere un Memorgals ekregen, un id kan in dem Ogenblik doch keinem up sien Schreiben un Verlangen antworten.“

Als der Wagen kam, der am Lornwege auf dem Wege nach Peine zu halten mußte, besorgten die Meinigen, daß noch etwas Frühstück, als Wein, Wurst usw., eingepackt

wurde; währenddem unterhielten sich Ihre herzogliche Durchlaucht in dem kleinen Zimmer nach dem Hofe zu noch mit uns über Verschiedenes.

Auf einmal standen Se. Durchlaucht auf und sagten: „Nun lebt alle recht wohl und gesund, adieu! Gesund sehen wir uns einmal wieder, so Gott will!“

An der Thür kehrten Sie noch einmal um und fragten mich: „Segge hei miß mal, wat segt man in Publikum, von miener Afreise, segge hei uprichtig, wat hei daroeber wet.“

„Da sind die Meinungen geteilt.“

„Wo sau?“

„Einige wollen behaupten, Euer herzogliche Durchlaucht kommen nicht wieder; nehmen mir Hochdieselben nicht ungnädig, ich sage es, wie noch gestern von unserer täglichen Gesellschaft darüber gesprochen worden. Der größte Teil war der Meinung, was ich vorhin gesagt, und fügten als Ursache, worauf sie ihre Meinung bauten, hinzu:

Euer Herzogliche Durchlaucht wären als Kommandant zu hitzig, wenn Sie sähen, es ging hier oder da unter Ihrem Kommando nicht ganz nach Dero Befehl zu, so jagten Euer herzogliche Durchlaucht, statt einen Adjutanten zu schicken, gleich selbst hin, und diese furiöse Hitze könne uns leicht ein Unglück zuführen, es wäre leicht geschehen.“

„O, dat hat niet to seggen, id bin in sau manchem Kugelregen mien Lebe weest, de Franzosen hebt tiene Kugel, wo mien Name anneesteiht, da bruckt se siß keine Gedanken droeber to maßen, sau Gott wil, lome id bald gesund wedder torügge, dat wil nicht lange waren, vergette hei nich, miß balle to folgen.“

Noch einmal baten sowohl ich als meine ganze Hausgenossenschaft Ihre Durchlaucht, sich nicht zu sehr zu exponieren, wir brachten Ihnen Ihre hoffnungsvollen Kinder, Ihr Land, Ihre getreuen Untertanen in Erinnerung, mit dem Ersuchen, wo Ihre Gegenwart nicht ganz nötig, sich doch der Adjutanten zu bedienen.

„Na, dat sall schein, na nochmal adieu!“

So schieden Sie von uns, und leider! wir sahen Sie nie wieder.

Acht Tage nach dieser Abreise trat dann ich meine Reise durch Holland nach Brüssel an, wo ich den 16. Juni, abends 8 Uhr, eintraf; meine erste Frage war nach dem durchlauchtigsten Herzog, allein ich erfuhr nichts von ihm. Des anderen Morgens, als am 17., ging ich auf den Schloß- oder Marktplatz, wo ich schon von ferne den Herrn Major Gräbe zu Pferde halten sah, diesen bat ich nun, mir zu sagen, wo ich auf dem nächsten Wege zu dem Herzog käme.

„Ach, lieber Mann! Se. Herzogliche Durchlaucht haben gestern abends 7 Uhr das Unglück gehabt, in der Affäre ihren Tod zu finden, wahrscheinlich ist der Leichnam anjezt noch eine halbe Stunde von hier zu Schloß Laeten.“

Mein Gott! welch' Unglück für uns alle! Mir zitterten vor Schreck alle Glieder am ganzen Leibe, und sprachlos stand ich da; als ich mich in etwas wieder erholt, mußte meine Wirtin gleich anspannen lassen, und ich fuhr nach Laeten, wo bei meiner Ankunft aber die Ueberreste meines guten Hochseiligen Herrn bereits seit einer Stunde abgefahren waren. Was sollte ich nun noch bei der Armee? Ich ging nach Brüssel zurück, bestellte mir Postpferde, aber alle waren requiriert; zufällig traf ich den mir bekannten holländischen Obersten und Inspektor der Remonten von Hoffmann, der mich und meinen Knecht in seiner eigenen Chaise des Nachts 12 Uhr mit nach Antwerpen nahm. Von da fuhr ich mit der Post nach Breda; hier warf mich der erlittene Schreck aufs Krankenlager, und ich mußte drei Wochen hier liegen bleiben. Die Sehnsucht, zu den Meinigen zu kommen, trieb mich vielleicht etwas zu früh von dannen, und verursachte, daß ich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit in Utrecht wiederum fünf Wochen verweilen mußte. Von da langte ich glücklich in Braunschweig wieder

an, von einer Reise, welche unstreitig die unglücklichste war, so ich je in meinem ganzen Leben gemacht.

Zum Schluß an Sie, meine Hochfürstlich Durchlauchten Herren Herzoge, gewähren Sie mir die Bitte, meine freimüthige Darstellung gnädig aufzunehmen, verzeihen Sie mir ihre Mängel, auch die Korrektheit, ich bin alt und wollte absichtlich meine Gedanken keinem Schriftgelehrten mittheilen. Es ist der Erguß meines deutschen Herzens, in dem das Andenken Ihrer Hochselig verstorbenen Ahnen erlöschet, dessen vollster Wunsch es ist, daß auch Sie, meine Durchlauchtigen Herren Herzoge es mit Ihrem gnädigen Wohlwollen beglücken mögen, und welches bis zum letzten Atemzuge nur für das Wohl des Braunschweigischen Fürstenhauses schlägt.

Vertrauensvoll, keine Fehlbite zu tun, ersterbe ich mit der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochfürstlichen Durchlauchten

Braunschweig, den 13. März 1824.

Untertänigst gehorsamster Diener und
getreuester Untertan

Heinrich Conrad Stäffe.

Die
letzten Augenblicke
unfers
Durchlauchtigsten Herzogs
Friedrich Wilhelm
bei Quatrebras
den 16. Juni 1815.

Gr. Hoheit
dem Herzog Wilhelm
Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg ic.
untertänigst gewidmet
von
Ernst Carl Külbel.

Celle:
Druck von Schweiger & Pick
1859.



Die Gedächtnisfeier des glorreichen, vor 50 Jahren stattgehabten Zuges des hochseligen Herzogs Friedrich Wilhelm, die Grundsteinlegung bei Elsleth, die Enthüllung des Gedenksteines bei Burgdorf, endlich das so festlich begangene Andenken an die Schlacht bei Delper lassen es auch jetzt noch zeitgemäß erscheinen, über die letzten Augenblicke des durchlauchtigen Herzogs, sowie über die Begebenheiten jenes für Braunschweig so verhängnisvollen Tages einige Worte zu sagen.

Es ist freilich schon viel darüber geschrieben, nicht allein in Geschichtswerken, sondern auch in Einzelschriften, der Pinsel des Malers hat sich des Gegenstandes bemächtigt, um einige Momente jenes denkwürdigen Tages der Nachwelt lebhaft vor die Seele zu führen, und zahlreiche oder zahllose Lithographien sind zu demselben Zwecke verbreitet. Aber „Papier und Leinwand sind geduldig“, und um so weniger wird es überflüssig erscheinen, wenn noch einmal ein Augenzeuge auftritt, seine Stimme zu erheben und einfach darzustellen, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat. — Denn Schriftsteller wie Maler können ihre Darstellungen nur nach den Aussagen anderer machen, die vielleicht selbst nicht einmal Zeugen waren und ihre Anschauungen erst wieder aus anderen, mehr oder weniger zuverlässigen Quellen geschöpft hatten;

ja, sie selbst kommen unwillkürlich dahin, ihrer Individualität gemäß die Sache vielleicht nicht so aufzufassen, wie sie ursprünglich gemeint war; sie haben auch wohl Vorliebe für diesen oder jenen Helden, diese oder jene Ansicht, und, ohne es zu wollen, tun sie der geschichtlichen Wahrheit Eintrag. Ist es schon einem Augenzeugen schwer, sich genau an alles zu erinnern, was in einem so verhängnisvollen Augenblicke um ihn her vorging, wie werden, bei aller Liebe zur Wahrheit, diejenigen das Rechte treffen, welche nicht selbst gegenwärtig waren und sich ihre Anschauungen erst nach den Beschreibungen anderer bilden mußten?

Je wichtiger und interessanter aber der Gegenstand für jeden unserer Landsleute ist, um so mehr werde ich bemüht sein, in dieser kleinen Schrift mich treu und streng an die Wahrheit zu halten und die Vorgänge genau so darzustellen, wie sie mir erschienen sind. Mag ein anderer anders erzählen; ich sage genau, was ich sah und hörte.

Es brach der 16. Juni, dieser für meine ganze Lebenszeit unvergeßliche Tag, an, und fast zu gleicher Zeit ertönte das Alarmsignal zum Marschieren. Ich stand als Korporal in der 2. Kompagnie des Braunschweigischen Leibbataillons, Kapitän v. d. Heiden, welche $\frac{3}{4}$ Stunden von Brüssel in Fette und Janshorn lag. Um fünf Uhr kamen wir auf der Laefener Chaussee an, wo wir auf vier Tage Schiffszwiebad empfangen und den an uns vorbeimarschierenden Truppen zusahen. Zwei Stunden später setzte das Braunschweigische Korps seinen Marsch in der ihm angewiesenen Stelle und Ordnung fort. Nachdem wir aber durch Brüssel auf die große Straße gelangt waren, kamen wir in eine so gedrängte Marschkolonne, daß man Gefahr lief, zu ersticken. Die Mitte der Straße nämlich nahm Artillerie ein, zu beiden Seiten derselben bewegte sich Infanterie und Kavallerie, und auf der Höhe noch Infanterie. In dieser Lage ging es bei einem bedeutenden Wärmegrade (vielleicht 30 bis 36°) bis $3\frac{1}{2}$ Uhr nach-

mittags weiter, wo wir noch ungefähr eine halbe Stunde von Quatrebras entfernt waren. Hier hieß es: „Patronen los! Ladet die Gewehre!“ — Unser Major v. Bröstler, hielt eine Anrede, daß jedermann seine Schuldigkeit tun möchte, widrigenfalls er es nachher streng ahnden werde. — So sehr sich dies eigentlich von selbst verstand, wäre es doch wünschenswert gewesen, diese Erinnerung wäre bei Brüssel schon gegeben, denn von da an, wo der Kanonendonner bei jedem Schritte vorwärts stärker zu uns drang, war mancher zurückgeblieben, wahrscheinlich nur, weil er nicht an seine Schuldigkeit erinnert war. — Von hier wandten wir uns zunächst links von der Chaussee nach S.-O., und mußten uns dann gleich hinter Quatrebras rechts nach der Chaussee zu ziehen, welche von Namur nach Nivelles geht und die Brüsseler Straße fast rechtwinklig schneidet. — Unsere nächste Bestimmung war, eine englische Batterie zu decken, die südlich von Quatrebras auf der Brüsseler Chaussee aufgefahren war. Wir deckten die linke Seite und hatten Gelegenheit, mehrere Male Angriffe französischer Kavallerie zurückzuschlagen und sie zum Rückzuge zu zwingen. — Eine Stunde lang mochten wir in dieser Situation gewesen sein, als wir von einem englischen Bataillon abgelöst wurden und den Befehl erhielten, uns wieder links zu ziehen (nach S.-O.). Wir marschierten dabei in Linie, bis der hochselige Herzog zu uns herankam und dem Major zurief: „Major, wozu der Fahnenmarsch? Carrée formiert!“ Was weiter gesprochen wurde, blieb bei dem gewaltigen Kanonendonner unhörbar. — Der Marsch wurde diesem Befehle zufolge im Carrée fortgesetzt, bis wir zu einem links an der Brüsseler Straße gelegenen Vorwerke gelangten, und S.-O. von demselben eine neue Position einnahmen. Unser erster Zug bildete einer Tirailleurslinie, wir hatten jedoch eine so schlechte Stellung, daß wir fortwährend mit Granaten und Kollugeln beworfen wurden, so daß vorauszusehen war, wir würden, wenn das Carrée zu hart dezimiert würde, von der

feindlichen Kavallerie auf das zweite Treffen zurückgedrängt werden. Und in der That hatten wir etwa um halb 8 Uhr abends zum dritten Male das Unglück, so arg beschossen zu werden, daß es offenbar ward, wir würden einen Angriff der feindlichen Reiter nicht mehr aushalten und erhielten daher den Befehl, uns auf das zweite Treffen zurückzuziehen. Während dieses früher aus Engländern, später aus schottischen Hochländern bestanden hatte, waren jetzt Hannoveraner an ihre Stelle getreten, die die Erhöhung eines Chausseegrabens innehatten. Gegen diese mit uns vereinten Truppen richtete sich nun der Angriff der französischen Kavallerie, und sie mochte wohl auf fünfzig Schritt herangekommen sein.

In demselben Augenblick ritt unser durchlauchtigster Herzog, von den Husaren oder Ulanen kommend, ohne alle Begleitung, mit halb rechts, gerade zwischen uns und die französische Reiterei, wo in demselben Moment ein Pelotonfeuer eröffnet wurde. Dabei wurde das Pferd Sr. Durchlaucht scheu, stutzte und wollte nicht weiter, so daß noch eine zweite Salve erfolgte, wobei unser durchlauchtigster Herzog seine Wunde erhielt. Eine Kugel hatte, wie sich später herausstellte, das rechte Handgelenk gestreift und war dann quer durch die rechte Brust zur linken Schulter herausgegangen, und so fiel unser hochgeliebter Herr zur rechten Seite des Pferdes auf die Erde. Er lag etwa in der Mitte zwischen uns und den Franzosen, etwa 25 Schritt vor unserer Linie. Um jedoch den teuren Fürsten nicht den näher rüdenden Feinden zu überlassen, beredete ich zwei meiner Kameraden, den Hornisten Auer und den Jäger Redau, mit mir den allerdings mit einiger Gefahr verbundenen Versuch zu machen, ihn von dort zu uns herüberzuholen. Beherzt sprangen wir vor und nahmen ihn angesichts der Feinde so behutsam, als es die Gefahr des Augenblicks erlaubte, auf und trugen ihn eilends auf meinem Gewehre nach unserer Seite zu. Zu derselben Zeit

war jedoch in der Stellung der Unrigen eine Aenderung vorgegangen; das Leibbataillon hatte seine frühere Position einnehmen müssen und war schon im Rückmarsche begriffen, als das Unglück sich ereignete, woher es auch kam, daß so wenige eigentliche Zeugen dabei waren. Glücklich erreichten wir das zweite Treffen, und auf meine dringende Bitte, uns durchzulassen, da noch das Bajonett auf meinem Gewehre steckte, trat eine ganze Sektion aus, um uns Platz zu machen. Dabei fragte mich ein großer Mann (ich glaube, ein Unteroffizier), wer das wäre, und rief, als ich ihm antwortete: „Unser Herzog!“ aus: O weh! — Glücklich waren wir hinter das zweite Treffen gelangt, und so der größten Gefahr entronnen; es handelte sich nun darum, ein bequemer Transportmittel für unseren geliebten Landesherrn aufzufinden. Aus den Tornistern mehrerer tod daliegender Engländer nahmen wir die freilich sehr schadhastigen Decken, indes waren sie immerhin ein weicherer Lager, als unsere Gewehre. Bis dahin hatte der teure Verwundete noch wenig Lebenszeichen von sich gegeben, und erst, als wir ihn auf die Decken legten, öffnete er die Augen und sagte: „Mich dürstet!“ — Leider hatte ich nichts, aber der Hornist A u e r erinnerte sich, noch etwas in seiner Feldflasche zu haben, nur könne es etwas warm sein. Ich stützte den Kopf des Verwundeten mit meinem Arme, um ihm dann mit der linken Hand die Flasche zu reichen, bemerkte dann aber, daß der Herzog eine Bewegung mit den Lippen nicht machte, worauf ich seinen Kopf sanft auf meine Knie sinken ließ, ihm behutsam den Mund öffnete, um ihm so das Wasser einzulösen; jedoch ging es so nicht, es lief wieder heraus. Ich ließ daher den Kopf sanft zur Erde gleiten, um es in dieser Stellung zu versuchen, und den Unglücklichen besser ruhen zu lassen, ob vielleicht dann die Lebensgeister rascher wiederkehrten. — In diesem Augenblicke eröffnete eine feindliche Batterie ihr Feuer auf das in unserer Nähe an der Straße stehende Gebäude; eine Granate fiel in un-

serer unmittelbaren Nähe nieder, und eilends hoben wir daher unsere teure Bürde wieder auf, um aus dieser gefährlichen Nachbarschaft zu kommen. — Wahrscheinlich durch das bei der hastigen Bewegung unvermeidliche Rütteln aufgereggt, öffnete Se. Durchlaucht abermals die Augen und sagte ganz matt: „O l s e r m a n n, — wo i s t O l s e r m a n n?“ Hierauf fiel der Kranke in die vorige Bewußtlosigkeit zurück, und sind dies überhaupt die letzten Worte, die der durchlauchtigste Herzog gesprochen hat. Wir wandten uns der Straße zu, die von Namur nach Nivelles führt, und auf derselben trafen wir den Generaladjutanten v o n W a c h h o l z, welcher zu Fuß die Straße maß. Er fragte, wen wir in der Decke hätten, worauf ich antwortete: „Den durchlauchtigsten Herzog.“

Ob der Herr Generaladjutant von Sr. Durchlaucht hierher gesendet war, weiß ich nicht; die kleine Broschüre des Herrn v. W a c h h o l z sagt, es wären eben die Adjutanten versandt gewesen; es mag sein, aber Se. Durchlaucht war an dem Nachmittage mehrere Male bei uns, jedoch jedes Mal allein. —

Nun gingen wir über die Straße weg der nach Brüssel zu; unterwegs auf freiem Felde begegnete uns der Sergeant R e i f e n b a u m mit einem Trupp Nachzügler, der den Befehl erhielt, uns abzulösen, da wir zu ermüdet waren. Nachdem wir die Brüsseler Straße erreicht hatten, kam der General-Stabsarzt P o c k e l s zu uns, und nun wurde Se. Durchlaucht auf den ersten Nachthof auf der rechten Seite der Straße gebracht (la Baraque genannt) und auf einen Haufen Stroh gelegt, worauf nach einem tiefen Atemzuge seine edle Seele auf immer der irdischen Hülle entfloß. Bald versammelte sich hier der ganze Generalstab.

Mag der allgütige Gott unser teures Fürstenhaus vor ähnlichen Unfällen bewahren und es noch lange blühen lassen!

Allmählich war es finster geworden, und da ich fürchten mußte, in der Dunkelheit mich zu verirren und zwischen die Franzosen zu geraten, wagte ich nicht, zu meinem Bataillon zurückzukehren, und blieb deshalb bei einer Hannoverischen Brigade, die gerade ankam, in Bivak. So endete der verhängnisvolle 16. Juni.

Am andern Morgen brach ich mit den Hannoveranern auf und erreichte um 6 Uhr mein Bataillon, welches noch die Position des vorigen Tages inne hatte. Schon früh zogen sich die deutschen Truppen nach Waterloo zurück; wir brachen erst um 9 Uhr auf, da wir einen Teil des Nachtrabes bilden sollten. Nach zwölfstündigem Marsche erreichten wir um 9 Uhr abends die Höhen von Waterloo unter einem furchtbaren Regen, der bis 2 Uhr nachts anhielt. Jedoch hatte sich am Morgen des 18. Juni das Wetter wieder aufgeklärt, und die Sonne schien so warm, daß unsere Kleidungsstücke bald trockneten, und auch unsere Gewehre wieder instand gesetzt werden konnten. Als wir damit fertig waren, etwa um 11 Uhr vormittags, begann die Schlacht, die bis abends 11 Uhr fortbauerte. Dieser Tag war für uns weniger mühevoll, und ich weiß verhältnismäßig wenig davon zu sagen, weil um 3 Uhr nachmittags zwei Kompagnien des Leibbataillons in ein Holz beordert wurden, welches vor uns Franzosen inne gehabt hatten, und das wir bis in die Nacht halten mußten. Auch blieben wir nicht ohne harte Arbeit. Ich hatte allein an dem Tage siebzig Patronen verschossen, und daß wir nicht unglücklich gewesen waren, erwies sich, als wir am Abend avancierten und viele Franzosen vor uns tot fanden. Durch Signalblasen fanden wir um 12 Uhr nachts uns wieder bei unsern beiden Trupps ein, waren aber so ermüdet, daß wir uns, so wie wir ankamen, niederlegten. Aber welches Erwachen am andern Morgen! Alle Greuel des Krieges um uns her! Tote, halbtote Menschen und Pferde waren unsere nächste Umgebung. — Der Krieg mag, wie unter

den damaligen Umständen, wo Deutschland das Joch des französischen Eroberers abschütteln und ihn für immer vernichten wollte und mußte, zuweilen eine Nothwendigkeit sein; wer aber einmal ein solches Schlachtfeld gesehen hat, wird nicht leichtsinnig vom Kriege reden! —

Gegen 9 Uhr morgens ward uns der Befehl gegeben, zwei- bis dreitausend gefangene Franzosen nach Brüssel zu transportieren. Aber welchen Anblick gewährten sie! Kaum einen ganzen Faden Zeug hatten sie auf dem Leibe; viele ohne Schuhe! — Hatten sie sich nie in besserem Zustande befunden, oder hatte eine zwölfstündige Gefangenschaft sie so zugerichtet? — Nachts 11 Uhr erreichten wir Brüssel, brachten die Gefangenen in einer Kirche unter und bezogen auf einem der größeren Plätze in der Stadt ein Lager, wo wir von den Einwohnern auf das Bereitwilligste mit allem versehen wurden, was zum Unterhalte eines Soldaten gehört. Am zwanzigsten morgens brachen wir wieder auf, um dem Corps zu folgen. Endlich kamen wir vor Paris an, mußten aber bis zum 7. Juli vor dem Montmartre stehen bleiben, bis wir die Lager bezogen im Dorfe Clignancourt. — Beim Herannahen des Winters gingen wir in die Quartiere und traten am 6. Dezember den Rückmarsch an. So lange der Marsch durch Frankreich ging, mußten wir täglich doppelte Etappen machen, und dann folgte ein Ruhetag. — In den letzten Tagen des Januar 1816 erreichten wir Braunschweig, wo uns zwar ein freudiges Willkommen zu theil wurde, das indes durch eine gewisse trübe Stimmung, die sich der ganzen Stadt bemächtigt hatte, gedämpft wurde.

Vier Jahre hatte ich freiwillig im Felde gedient; ich nahm jetzt meinen Abschied und trat in das bürgerliche Leben zurück, um mein Geschäft zu betreiben. Zwar war ich ohne Vermögen, und saure, mühevollen Jahre waren es, aber mit Gottes Beistand gelang es mir, mich und meine Familie fortzubringen!

Es mochten wohl zwanzig und etliche Jahre verfloßen sein, als ich gerüchtweise erfuhr, es sei in der Egidienkirche ein Bild ausgestellt, den Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm bei Quatrebras vorstellend. Die Neugierde trieb mich an, jenes Bild zu sehen; denn ich wußte, daß niemand außer mir hätte genaueren Bericht darüber abstaten können. Mein Kamerad Auer war tot, der andere verschollen. Aber welche Ueberraschung! Das Bild stellte einen völligen Paradezug dar; der durchlauchtigste Herzog, umgeben von seinem Generalstabe, wie bei einem großen Manöver, nahm das Centrum ein; die Blässe des Gesichts zeigte an, daß der Augenblick seiner Verwundung gewählt war. Er sinkt nach der Idee des Malers oder seines Berichterstatters den Herren v. Bacholz und v. Bause in die Arme. —

Waren diese Herren gegenwärtig gewesen? Hatten sie dem durchlauchtigsten Herrn in diesem gefährvollen Augenblicke zur Seite gestanden? — Ich muß diese Fragen entschieden verneinen, denn außer mir und meinen Gefährten war niemand zugegen. —

Ebenso unwahr erwies sich der übrige Teil der bildlichen Darstellung. Er zeigt nämlich das Leibbataillon in völliger Auflösung und Flucht, dagegen im Vordergrunde ein paar Schotten im Handgemenge mit den Franzosen. Wer hat das Leibbataillon auf der Flucht und in Auflösung gesehen? Es ist meiner Ansicht nach ein Schimpf, ein ebenso unwahres, als beleidigendes Bild in Braunschweig auszustellen; denn nicht einmal der Ort, an welchen die Szene verlegt ist, ist der richtige. Man vertraute offenbar auf die Gutmütigkeit der Braunschweiger, wenn man es unternahm, ihnen ein solches Märchen anzuhängen. Warum traten aber nicht die besternten Herren, denen auf jenem Bilde eine Rolle zugeteilt war, die sie, wie sie doch wissen mußten, niemals gespielt hatten, mit einer Erklärung der Wahrheit hervor? — Wie konnten sie es ertragen, sich so

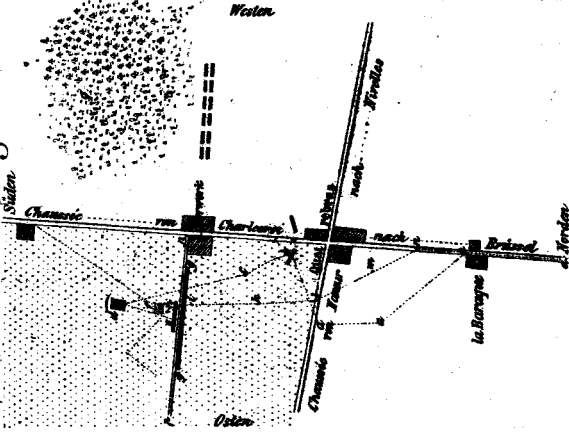
an einen Platz und in eine Situation versetzt zu sehen, in der sie nie gewesen waren? Warum sprachen sie es nicht offen aus, daß ihnen diese Ehre nicht gebühre? — Wahrlich, derjenige, welcher an ihrer Stelle wirklich gewesen war, hätte jetzt nicht an ihrer Stelle sein mögen!

Aufgeregt durch das Bild und die Betrachtungen, welche es in mir hervorgerufen, schrieb ich einen kleinen Aufsatz darüber, den ich im hiesigen Bürgerverein vorlas, und der mit großem Beifall aufgenommen ward; zugleich legte ich eine kleine Skizze der Positionen bei, welche das Leibbataillon inne gehabt hatte, und die auch dieser kleinen Schrift beigegeben werden soll. —

Etliche Tage nachher kam der General v. W a c h h o l z zu mir und stellte ein Verlangen an mich, dessen Annahme meine ganze bürgerliche Ehre in Frage gestellt hätte, und welches ich daher mit Entrüstung zurückwies; denn meine Ehre mußte mir um so lieber sein, da ich sie unbesfleckt wußte. — Bald darauf besuchte mich der Literat L i n d n e r und bat mich, ob ich ihm nicht den kleinen Aufsatz, den ich im Bürgerverein vorgelesen, zukommen und eine Veröffentlichung desselben gestatten wolle. Ich hatte nichts dagegen, denn ich war mir bewußt, die lautere Wahrheit darin gesagt zu haben; und so kam er zuerst im „Eremiten“ heraus, aus welchem er in mehrere Zeitungen, zuletzt in die Hamburger Börsehalle, aufgenommen wurde. Den Artikel dieser Zeitung hatte, wie ich später erfuhr, Se. Majestät König E r n s t A u g u s t von Hannover gelesen, und ich weiß nicht, was Anstößiges darin gefunden. So viel ist gewiß, auf eine Requisition von seiten Hannovers wurde hier durch den damaligen Landesdirektor P i n i die hiesige Polizei veranlaßt, die Wirtshäuser nach Blättern zu durchsuchen, in denen jener Aufsatz stand. Es wäre klüger gewesen, sich gleich an mich zu wenden, da ich das einzige, hier befindliche Exemplar besaß und keine Erklärung verweigert haben würde, zumal da der Aufsatz mit



Das Leib-Bataillon in der Schlacht bei Quatrebras, nebst Beschreibung der Verwundung und dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig.



- a. Anmarsch u. March des Leib-Bataillon von der Chapelle 3 1/2 Uhr-Nachm.
- b. Erste Position zur Bedeckung einer engl. Batterie, abgejagt 5 1/2 Uhr-Nachm.
- c. No der Hochwichtige Herzog zu uns kam und dem Major zurief:
"Woh! der Ruhmewarsh! Quatre Bras!"
- d. Zweite Position Quartier mit der Tirailleurs-Linse commandire
vom Eilberich-Klarrt.
- e. Des zum dritten Male zurückgeworfene Leib-Bataillon.
- f. Französische Cavallerie.
- g. Russische und engl. Infanterie.
- h. Ort wo der Hochwichtige Herzog von mir, dem Herrn von Auer und
dem Major Probst zusammen und zurückgebracht wurde.
- i. Ort wo der Hochwichtige Herzog auf eine Decke gelegt, über dem
Kopfe und von mir geschenkt worden ist.
- k. No der Hochwichtige Herzog nach dem Oberen Offizier anfragte.
- l. No der General-Adjutant von Wiedebale zu uns kam.
- m. No der Sergeant-Bräuben kam.
- n. No der Ober-Stubarzt Probst kam.
- o. Schieß wo der Hochwichtige Herzog beim Niederlegen um 8 Uhr
Abends verschied.
- p. Bedeckung oder aufgeworfener Graben.
- q. Heuwer-Mels.

meinem Namen unterzeichnet war, und ich gern bereit war, die Lauterkeit alles dessen, was er enthielt, auch nachträglich zu vertreten. — Alle anderen Mittel, etwas über den betreffenden Gegenstand zu erfahren, mochten erschöpft sein, als der Landesdirektor P i n i zu mir schickte und mich zu sich entbot. Bei meiner Ankunft schien er mich anfänglich ungnädig aufnehmen zu wollen, erklärte, durch mein Schreiben sei großes Aufsehen erregt, fragte endlich, wer der Schreiber des Aufsatzes sei. Ich bekannte mich sofort als den eigentlichen Verfasser und fügte die Erklärung hinzu, jede Darstellung, die mit der meinigen nicht übereinstimme, sei unwahr. —

Ich wurde entlassen und meinte, es stehe wohl eine Untersuchung bevor; weshalb sie unterblieb, weiß ich nicht, ebenso wenig, ob und wie Se. Majestät der König von Hannover zufrieden gestellt ist.

Als ich das Haus des Landesdirektors verlasse, begegnet mir der Oberstleutnant B e r n e r und redet mich in ähnlichem Tone an, wie kurz vorher geschehen war; natürlich fiel meine Antwort ebenso aus. Aufgeregt indes, wie ich war, entwarf ich zu Hause eine umfassendere Antwort und sandte sie ihm zu; indes zeigte ich sie vorsorglich vorher einem Juristen mit der Anfrage, ob sie, bei sonstiger Wahrheit des Tatbestandes, irgend etwas Beleidigendes enthielte. Da dieser jedoch meine Frage verneinte und bereit war, mich eventuell vor Gericht zu vertreten, schickte ich sie ohne Zögern ab. — Nach vier Tagen kam der Oberstleutnant zu mir; er wolle, sagte er, mir meinen Brief wiederbringen, damit ich keine Unannehmlichkeiten davon hätte, da ich in der Leidenschaft wohl zu viel gesagt hätte; worauf ich ihm erwiderte, daß ich ihm den Brief zu beliebigem Gebrauche überließe. Später erfuhr ich, daß derselbe wirklich beim Kreisgerichte gewesen war, das darin aber wohl nichts gefunden haben mag, was eine Klage rechtfertigte. —

Hätte sich die obenerwähnte Gelegenheit zur Veröffentlichung dieser kleinen Schrift nicht dargeboten, so würde ich sie bis zum 15. Juni 1865 verschoben haben. Ungewiß jedoch, ob ich nicht früher aus diesem Leben abgerufen werde, rege ich den Gegenstand jetzt an, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, so lange ich selbst noch da bin, um sie zu vertreten; zufrieden, wenn sie eben nur als Wahrheit anerkannt wird.



Eine schwarze Liste
der
westfälischen Polizei

in
Braunschweig

von
Dr. Paul Zimmermann.



Braunschweig.
Druck von Albert Limbach G. m. b. H.
1907.





Das Buch, das die hier zum Abdrucke gelangte schwarze Liste, d. h. ein Verzeichnis derjenigen Personen enthält, die der westfälischen Polizei in und um Braunschweig verdächtig erschienen, bildet einen starken, in Halbleder gebundenen Folioband von 374 Seiten, von denen allerdings nur ein kleiner Teil wirklich beschrieben ist. Es ist so auf bedeutenden Zuwachs, zugleich aber auch zu recht handlichem Gebrauche eingerichtet. Für jeden Anfangsbuchstaben der Namen ist nach der Ordnung des Alphabets von vornherein ein Blatt bestimmt, auf dem alle mit A. bezw. B. oder C. usw. beginnenden Namen ohne weitere Berücksichtigung des Alphabets bei den folgenden Buchstaben der Namen eingetragen sind; nur bei S. ist mehr als die erste Seite beschrieben; vier bis sieben Blätter sind bei jedem Buchstaben dann noch ganz frei gelassen, also auf große Vervollständigung der Liste sorgsam Bedacht genommen. Das Aufschlagen zu erleichtern, dienen an der Langseite des Schnittes, auf den ganzen Raum verteilt, hervorragende Zettel, die die einzelnen Buchstaben zeigen, mit denen die Namen der betreffenden Seite beginnen. Einige von diesen so vorbereiteten Blättern (A., C., D., F., O., U., X., Y., Z.) haben gar keine Verwendung gefunden. Auf jedem beschriebenen Blatte sind längs herunter zunächst zwei Rubriken gebildet, die mit Noms und Prénoms überschrieben sind; die gute Hälfte der Blätter aber ist zu wei-

teren Bemerkungen frei gelassen. Ein Titelblatt, sowie jede äußere Bezeichnung des Bandes hat ursprünglich gefehlt.

Die Eintragungen sind sämtlich in französischer Sprache gemacht; nur mitunter sind einige deutsche Worte eingemischt. Es ist eine einzige Hand, die alles, und zwar, wie es scheint, in einem Zuge geschrieben hat. Zu Nachträgen scheint das Buch später kaum noch benutzt zu sein. Eine Feststellung der Handschrift ist mir bislang leider nicht gelungen. Aber wir irren wohl nicht, wenn wir die Anlage des Buches dem Generalkommissariat der hohen Polizei des Königreichs Westfalen zuschreiben, das anfangs für Oker- und Aller-Departement, später nur für das Oker-Departement in Braunschweig seinen Sitz hatte*). Nach dem Hof- und Staats-Handbuche des Königreichs Westfalen für 1811 (S. 118) wird hier als Generalkommissar Mercier, nach dem von 1812 und 1813 Gung genannt, der 1811 in gleicher Stellung zu Göttingen erscheint. Daß das Buch in der Präfektur zu Braunschweig entstanden sei, muß als ausgeschlossen gelten, da deren Generalsekretär Eschenburg (Nr. 11) selbst unter den Verdächtigen genannt wird. Es fiel die hier zum Ausdruck kommende Tätigkeit ja auch ganz in den Bereich jener Behörde. Denn der Generalkommissar stand unter der unmittelbaren Aufsicht des mit der hohen Polizei beauftragten Generalinspektors der königlichen Gendarmerie, des gefürchteten Generals von Bongars, der vor allem auch über die innere Sicherheit des neuen Reiches zu wachen hatte. Diesem Zwecke sollte in dem hiesigen Bezirke auch der vorliegende Band dienen. Er bildet zweifellos ein Ueberbleibsel der Registratur des

*) Vergl. über die westfälische Polizei im allgemeinen außer dem betreffenden Kapitel im zweiten Bande von Friedr. Thimmes Werke „Innere Zustände des Kurfürstentums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft“ dessen Aufsatz: „Neue Mittheilungen zur Geschichte der hohen oder geheimen Polizei des Königreichs Westfalen“ in der Zeitschrift des hist. Vereins f. Niederf., Jahrg. 1898 S. 31–147.

Generalkommissars Gung, das dem preussischen Oberstleutnant von der Marwitz entging, als er auf seinem kühnen Streifzuge nach Braunschweig am 25. September 1813 die Papiere jenes Beamten beschlagnahmte und nach Berlin jandte, von wo sie dann später nach Hannover gelangten*).

Die Abfassung des Buches können wir nicht vor Anfang des Jahres 1813 setzen. In der ersten Eintragung bei W., der noch etliche folgen, wird auf ein Schreiben vom 22. Juni 1812 Bezug genommen, das ebenfalls bei Nr. 39 (Nostitz) erwähnt wird. Die Bemerkung bei Nr. 3 (v. Bernewitz) spricht dafür, daß die Herstellung des Bandes um Ende des Jahres 1812 erfolgt ist. Die Bemerkung bei Nr. 14 (Gebhard) verweist uns aber geradezu schon in das Jahr 1813; keine der übrigen Angaben setzt sich damit in Widerspruch.

Sonderlich vertraut scheint der Verfasser übrigens mit den Braunschweigischen Verhältnissen nicht gewesen zu sein. Sonst wäre es ihm wohl nicht widerfahren, daß er aus dem Hofrat Pockels (Nr. 2) einen Hofrat de Bogels machte, wie als sicher anzusehen ist, aus dem Schuhmacher Dollberg (Nr. 15) einen de Holberg, wie allerdings nur wahrscheinlich ist, u. a. Letzteres Mißverständnis könnte für die Annahme sprechen, daß der Schreiber des Buches ein Franzose gewesen ist, obwohl sich ein solcher unter Gung's Beamten nach Thimmes Aussage**) nicht nachweisen läßt. Mit der Adelspartikel de ist er überhaupt etwas verschwenderisch umgegangen: Pockels (Nr. 2), Kropf (Nr. 22), Stelkner (Nr. 47), Wilmerding (Nr. 63) können keinen Anspruch darauf erheben, wohl aber Frau v. Bernewitz (Nr. 3) und Frau v. Warnstedt (Nr. 66), bei denen die Adelsbezeichnung fortgelassen ist.

Die Aufzeichnungen sind nicht auf Braunschweiger beschränkt. Sicher wird in ihnen die Aufmerksamkeit auch

*) Vergl. Thimmes Aufsatz a. a. D. S. 82.

**) A. a. D. S. 110.

auf Männer wie Gebhard in Königsutter, Eggers in Celle, die v. Bülow auf Essenrode (vergl. Nr. 23, 60) gelenkt, wahrscheinlich auch auf Kellner in Heiligenstadt, Kropf in Galtersleben, v. Boigts in Seesen. Einige Namen sind in das Buch hineingesetzt, weil ihre Träger von auswärts aus als gefährlich bezeichnet wurden; so Nr. 35 Meder, Nr. 39 v. Kostig u. a. Man sieht daraus, daß ein förmlicher Nachrichtendienst ausgebildet war, durch den eine Stätte die andere auf verdächtige Individuen aufmerksam machte.

Doch die Hauptmenge der 66 Nummern, die die Liste umfaßt, entfällt auf Einwohner der Stadt Braunschweig. Es sind Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, von sehr verschiedenem Alter und Vertreter aller Stände, die uns hier vorgeführt werden, Adelige und Bürgerliche, Offiziere in und außer Dienst, hohe und niedere Beamte, würdige Gelehrte, alte fürstliche Diener, Großkaufleute und Detailhändler, Handwerker usw. usw. Die westfälische Polizei machte ihnen verschieden lautende Vorwürfe, schrieb ihnen aber insgesamt eine schlechte Gesinnung zu und hielt sie deshalb ihrer besonderen Aufmerksamkeit für würdig. Hat auch, so viel wir wissen, keiner von ihnen jemals ernstliche Verfolgungen zu bestehen gehabt *), so hatte die Polizei doch offenbar mit ihnen nichts Gutes im Sinne. Aber sie hat ihnen durch ihre Aufzeichnung keinen schlechten Dienst geleistet. Denn wir blicken jetzt auf diese Männer und Frauen mit anderen Augen als sie. Sie erscheinen uns nicht als verdächtige Gestalten, sondern im Gegenteil besonderer Hochachtung und Nachsicht wert. Denn sie haben auch in schwerer Zeit die Treue gegen das angestammte Fürstenhaus sich bewahrt und ungeachtet der augenblicklichen Gefahren die feste Hoffnung auf eine bessere Zukunft des deutschen Vaterlandes nicht schwinden lassen.

*) Daß Gunk wohlwollend seines leidigen Amtes waltete, bezeugt auch Thimme a. a. O. S. 95.

So erscheint uns denn jetzt dieses Verzeichniss nicht als eine Verbrecherliste, sondern wie eine Ehrentafel.

Zur Erklärung der Ausgabe genügen wenige Worte. Der obere Theil der nachfolgenden Seiten enthält einen getreuen Abdruck des Originals. Es sind hier nur, um die Uebersicht zu erleichtern, Nummern vor die einzelnen Einträge gesetzt, deren ursprüngliche Reihenfolge beibehalten ist. Unter den französischen Text ist eine deutsche Uebersetzung gestellt, und dieser sind sogleich kurz die Nachweise hinzugefügt, die zur Feststellung der einzelnen Persönlichkeiten dienen sollen. Jede Ergänzung oder Berichtigung würde hier den Herausgeber zu Danke verpflichten.

1. **Bernard**, Exdirecteur homme dangereux et très suspect.
2. **de Bogels**, Hofrath, domicilié à Brunswic, chargé des interets du Duc Auguste de Brunswic, domicilié à Glucksbourg, dans le Hollstein.
3. Madame **Bernewitz**, dont le mari est au Service d'Angleterre et qui actuellement doit être général, cette femme merite toute l'attention possible, elle ne frequente que des Cercles, dans lesquels elle peut manifester librement

-
1. **Bernard**, vormaliger Direktor, gefährlicher und sehr verdächtiger Mensch. — Es handelt sich um den vormaligen königlich preussischen Steuer- oder Zolldirektor Heinr. Ludw. Bernard, der nach dem Braunschw. Adressbuche von 1812 ff. in Braunschweig wohnte.
 2. **von Bogels**, Hofrat, wohnhaft zu Braunschweig, beauftragt mit Wahrnehmung der Angelegenheiten des Herzogs August von Braunschweig, wohnhaft zu Glücksburg in Holstein. — Offenbar Hofrat Karl Friedrich **Pockels**, langjähriger Lehrer und Haushaltungsvorstand des Prinzen August, der, als dieser mit seinem Bruder Georg vor den Franzosen nach Norden floh und in Glücksburg ein Unterkommen fand, in Braunschweig zurück blieb, wo er in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1814 gestorben ist. Vergl. Allgem. deutsche Biogr. B. 26, S. 338 f.
 3. Frau **Bernewitz**, deren Gemahl in englischem Dienste steht und jetzt General sein muß; diese Frau verdient so viel Aufmerksamkeit wie möglich; sie besucht nur Kreise, in denen sie ihre Meinung frei äußern kann; seit sechs Monaten läßt sie sich Frau Generalin nennen, seit Juni 1812. — Die Frau des unterm 23. November 1811 zum englischen Generalmajor ernannten Joh. Heinr. Karl von Bernewitz, der bis dahin das Braun-

son opinion, depuis mois elle se fait appeller madame la generale depuis le mois de Juin 1812.

4. **Brückmann**, cy devant Secretaire, grand nouvelliste, esprit inquiet . . . à Surveiller.
5. **de Biel**, presque toujours absent sur ses terres dans le Mecklenbourg, grand raisonneur.
6. **Barth**, maitre menuisier, au Kleinen Damm, turbulent et toujours recalcitrant, ennemi du Systeme actuel.
7. **Birno**, faiseur d'instruments, Scharrenstrasse, une très mauvaise tête.
8. **Becherer**, egidien marckt, mauvais sujet se permettant de tenir dans l'occasion des propos contre le gouvernement.

schweigische Infanterieregiment in Spanien befehligt hatte und als Generalleutnant am 12. Dezember 1821 in Braunschweig gestorben ist, Francisca (Frieder. Aug.) geb. Bodenscaff, verwitwete von Weissenfels (gestorben in Braunschweig am 5. Dezember 1846).

4. **Brückmann**, vormalß Sekretär, großer Neuigkeitskrämer, unruhiger Geist . . . zu überwachen. — Ferd. Theod. Brückmann, der unterm 18. März 1792 Sekretär der Klosterkammer geworden war.
5. **von Biel**, fast immer abwesend, auf seinen Landgütern in Mecklenburg, großer Räsonneur. — Wilhelm (Jul. Aug.) v. Biel, Sohn des am 7. Februar 1805 verstorbenen, in Mecklenburg reich begüterten Braunschweigischen Geh. Justizraths Christian Andr. von Biel, der unterm 2. Juni 1806 zum Fähnrich in Braunschweig ernannt worden war.
6. **Barth**, Tischlermeister, auf dem Kleinen Damm, unruhig und immer widerspenstig, Gegner der jetzigen Staatsverfassung. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Joh. Heinr. Barth, Tischler, Kleinen Damm 2139.
7. **Birno**, Instrumentenmacher, Scharrenstraße, ein Brauselkopf. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Franz J. Birno, Instrumentenmacher und Tischler, Scharrenstraße 753.
8. **Becherer**, Regidienmarkt, ein schlechtes Subjekt, das sich herausnimmt, gelegentlich Reden gegen die Regierung zu halten.

9. La Dame **Burcke**, maintenant à Brunswic, voulant se fixer à Cassel, ancienne Maitresse du Major Fleischer parti pour l'Angleterre avec le duc d'Oels, une intrigante et femme galante.
10. **Ernst**, Henr., marchand à Brunswic, breiten Strasse, dénomé, comme introduisant des marchandises prohibées de l'étranger et contraire au Système actuel.
11. **Eschenburg**, Secrétaire général de la préfecture ainsi que son père tiennent à l'ancien Gouvernement, mais savent très bien cacher leur opinion.

— Der Name läßt sich der Zeit auf dem Regibienmarke nicht nachweisen; die Adreßbücher von 1811—13 nennen nur einen Konrad Becherer, Weißbäcker und Viehhändler, Weberstraße 991.

9. Die Frau **Burcke**, jetzt in Braunschweig, beabsichtigt sich in Cassel niederzulassen, ehemalige Maitresse des Majors Fleischer, der mit dem Herzoge von Oels nach England gegangen, eine Intrigantin und ein galantes Frauenzimmer. — Sie ist weder in den Adreßbüchern noch sonst nachweisbar. Aug. Wilh. Fleischer wurde unterm 18. Oktober 1805 Major, brachte die Söhne Herzog Friedrich Wilhelms nach England, wurde in Schweden unterm 12. März 1807 als Fleischer von Nordenfels geädelt und starb als Braunschweigischer Oberst am 9. März 1821 in Wolfenbüttel.
10. **Ernst**, Heinr., Kaufmann in Braunschweig, Breite Straße; es wird von ihm berichtet, daß er verbotene Waaren aus dem Auslande einführe und ein Gegner der jetzigen Staatsverfassung sei. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Ernst, Heinr., Manufacturwaaren-Handlung, Breitestraße 890.
11. **Eschenburg**, Generalsekretär der Präfektur, hängt ebenso wie sein Vater der alten Regierung an, aber sie wissen ihre Meinung sehr gut zu verbergen. — Wilh. Arnold Eschenburg, Generalsekretär der Präfektur zu Braunschweig, gestorben am 11. August 1861 zu Detmold (Allgem. d. Biogr. B. 6, S. 347 f.). Sein Vater, der bekannte Literaturhistoriker Joh. Joach. Eschenburg, Professor am Collegium Carolinum, gestorben zu Braunschweig am 29. Februar 1820 (Eb. B. 6, S. 346 f.).

12. **Eggers** à Celle, conseiller du consistoire, pasteur, homme dangereux, detestant le Système actuel, partout dangereux par ses sermons et discours.
13. **Giersewald**, Capitaine, ayant ses deux fils au Service d'Angleterre tenant à l'ancien Gouvernement, manifeste souvent son opinion dans l'occasion.
14. **Gebhard**, natif de Brunswic, en 1812 et 1813 Secrétaire du Comandant de place Sodenstern à Königsutter, un aventurier.
15. **de Holberg**, tendant à des menées politiques et dangereuses à la tranquillité publique.

12. **Eggers** in Celle, Konsistorialrat, Pastor, ein gefährlicher Mensch, verabscheut die jetzige Staatsverfassung, überall gefährlich durch seine Predigten und Reden. — Joh. Konr. Eggers, Konsistorialrat und Pastor primarius an der Stadtkirche zu Celle, gestorben am 19. August 1814. Vergl. Rotermund, Das gelehrte Hannover I. B., S. 524.

13. **Giersewald**, Hauptmann, hat seine beiden Söhne in englischem Dienste, hängt an der alten Regierung, legt oft bei Gelegenheit seine Meinung an den Tag. — Alexander Joh. Georg Giersewald wurde unterm 3. April 1769 Hauptmann und starb am 19. Februar 1816. Seine Söhne Gustav und Wilhelm v. G. traten 1809 in des Herzogs Corps; dieser starb an seinen bei der Erstürmung von Badajoz erhaltenen Wunden am 1. Mai 1812, jener als Oberstallmeister in Braunschweig am 23. Januar 1864.

14. **Gebhard**, aus Braunschweig gebürtig, in den Jahren 1812 und 1813 Sekretär des Platzkommandanten Sodenstern in Königsutter, ein Abenteuerer. — Gebhard nicht nachweisbar; aber im Braunsch. Adreßbuch von 1813 wird S. 45 als Waffentendant in Königsutter Herr Capitain von Sodenstern genannt.

15. **von Holberg**, neigt zu politischen, der öffentlichen Ruhe gefährlichen Umtrieben. — Der Name ist in Braunschweig nicht nachzuweisen. Wahrscheinlich ist er falsch aufgefaßt, und der Schuhmacher H. L. G. Dollberg darunter zu verstehen, den das Braunsch. Adreßbuch von 1812 auf der Höhe 2796 wohnen läßt.

16. **Herdtmann**, juge de paix, grand nouvelliste.
17. **Helmuth**, juge de paix, grand nouvelliste.
18. **Hacke**, marchand de chevaux, Südstrasse, homme très dangereux, ayant déjà été aux forcats.
19. **v. Hammerstein**, toute cette famille s'est rendue suspecte par la conduite du Colonel des Hussards.
20. **Jaenkendorff**, tendant à des menées politiques et dangereuses à la tranquillité publique.

-
16. **Herdtmann**, Friedensrichter, großer Neuigkeitskrämer. — Joh. Aug. Herdtmann, Friedensrichter des nördlichen Stadtkantons Braunschweig.
 17. **Helmuth**, Friedensrichter, großer Neuigkeitskrämer. — Georg Heinr. Gebhard Helmuth, Friedensrichter des westlichen Stadtkantons Braunschweig.
 18. **Hacke**, Pferdehändler, Südstraße, sehr gefährlicher Mensch, hat schon auf den Galeeren gefessen. — Der Name ist in den Adressbüchern u. nicht aufzufinden. Möglich, daß eine Verwechslung mit dem Oekonomen Jac. Friedr. Rädte vorliegt, der auf der Südstraße 498 B wohnte.
 19. **von Hammerstein**. Die ganze Familie hat sich durch das Benehmen des Obersten von den Husaren verdächtig gemacht. — Die Familie ist in Braunschweig der Zeit nicht nachweisbar. Im Almanach royal de Westphalie von 1813 (S. 176) wird ein Colonel de Hammerstein beim 1. Husarenregiment aufgeführt, der in den Almanachen von 1811 und 1812 noch als Major beim 2. Husarenregimente genannt wird. Es ist William Friedr. Frh. von Hammerstein von der Linie Equord, der als österreichischer General am 13. Februar 1861 in Bräun gestorben ist (Gesch. d. Freiherrlich v. Hammersteinschen Familie S. 324 ff.); zu vergleichen ist auch Thimme a. a. D. S. 120 f.
 20. **Jaenkendorff**, neigt zu politischen, der öffentlichen Ruhe gefährlichen Umtrieben. — Der Name ist in Braunschweig nicht nachweisbar. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit der Familie Rönckendorff vor, die zu einer verdächtigen Person wie Hauptmann Stelzner (vergl. Nr. 47) nahe Beziehungen hatte. Auch ist es immerhin möglich, daß der Name fälschlich aus Anlaß des Herrn von Rostitz (vergl. Nr. 39) in die Listen geriet, da es Herren v. Rostitz und Jänkenbof gab. Kneschke, Adelslexikon VI, 538

21. **Kellner**, Excontroleur homme dangereux, en Surveillance parti pour Münic en Baviere.
22. **de Kropf**, tendant à des menées politiques et dangereuses à la tranquillité publique.
23. **Madame de Kalm** veuve la Drossant est suspecte par sa grande liaison avec le général et l'Ex m[inistre] de Bülow
24. **Kalm et Sohn**, très mecontents du Système actuel.

-
21. **Kellner**, vormalß Kontrolleur, ein gefährlicher Mensch, unter Aufsicht, abgereist nach München in Baiern. — Vermuthlich der Contrôleur Kellner, der im Almanach royal de Westphalie von 1811 (S. 256) bei der Post in Heiligenstadt aufgeführt wird, in den Almanachen von 1812 und 1813 hier aber fehlt.
 22. **von Kropf**, neigt zu politischen, für die öffentliche Ruhe gefährlichen Umtrieben. — Der Name kommt in den Braunsch. Adreßbüchern in der Zeit nicht vor. Vielleicht handelt es sich um den Friedensrichter Kropf in Fallerleben, das ja zum Oker-Departement gehörte; er wird genannt im Braunsch. Adreßbuche von 1812 S. 7.
 23. **Frau von Kalm**, verwitwete Drostin, ist verdächtig durch ihre enge Verbindung mit dem General und dem Exminister von Bülow. — Die Witwe des Drostens Heinr. Bernh von Kalm (gestorben 15. Oktober 1807), Henr. Auguste Karol. geb. Lambrecht (gestorben 18. Januar 1834), die auf dem Hagenmarke 1407 wohnte. Es handelt sich um die von Bülow auf Essenrode. Der Exminister ist der 1811 verabschiedete westfälische Finanzminister Rudw. Friedr. Vict. Hans von Bülow, auf den die westfälische Polizei ein scharfes Auge hatte (Harzzeitachr. 24. Jahrg. 1891, S. 48 ff.); der General ist dessen Oheim, Karl Gottlieb von Bülow, der als hannoverscher Generalmajor am 4. März 1821 gestorben ist. (Familienbuch der von Bülow S. 58 f.) Ueber die Frau von Kalm wie über die von Bülow ist auch Thimme a. a. O. S. 102 ff. zu vergleichen. Auch der Note aus Essenrode, Wiegemann (Nr. 60), wird hauptsächlich wegen der von Bülow verdächtig sein.
 24. **Kalm und Sohn**, sehr unzufrieden mit der jetzigen Staatsverfassung. — Braunsch. Adreßbuch von 1812: Hans Heinr. Kalm und Sohn, Garn- und Hopfenhandlung, Neuenweg 1108.

25. **de Kalm**, le gros, deteste le gouvernement actuel.
26. **Köhring**, le Soldat, courtier de blé au bruche, Espion de la police pour l'ancien gouvernement, homme dangereux.
27. **v. Kattendyke**, pere et fils Hollandais, gens riches. Suspects par leur opinion qu'ils manifestent dans toutes les occasions.
28. **de Lehdeburg**, tendant à des menées politiques et dangereuses à la tranquillité publique.
29. **de Löhneisen**, Directeur des domes (domaines?) . . . s'occupe beaucoup des affaires politiques et n'est rien moins que partisan de ce gouvernement.

-
25. **von Kalm**, der Dicke, haßt die jetzige Regierung. — In Braunschweig wohnte damals nur noch der vormalige Kriegsrat Joh. Aug. von Kalm, der am 27. Juni 1832 als Kammererrat gestorben ist.
 26. **Köhring**, der Soldat, Kornmakler auf dem Bruche, Polizeispion für die alte Regierung, gefährlicher Mensch. — Braunschw. Adreßbuch von 1813: Aug. Joh. Köring, Kornhandel, Bruch 339.
 27. **v. Kattendyke**, Vater und Sohn, Holländer, reiche Leute, verdächtig durch ihre Meinung, die sie bei allen Gelegenheiten kund geben. — Das Braunschw. Adreßbuch von 1812 nennt: von Kattendyke, Huyffen, W. J., Steinweg 1915, und: v. Kattendyke, vorm. Kammerherr, Steinweg 1957. Joh. Wilh. Huyffen v. K. ward Kammerherr unterm 1. Juni 1806.
 28. **von Lehdeburg**, geneigt zu politischen, für die öffentliche Ruhe gefährlichen Umtrieben. — Vielleicht der Postsekretär W. G. Ledebur, der nach dem Braunschw. Adreßbuche von 1813 im Posthause wohnte. Vergl. Nr. 31.
 29. **von Löhneisen**, Direktor der Domänen (?), beschäftigt sich viel mit Politik und ist nichts weniger als ein Anhänger der jetzigen Regierung. — Die Bezeichnung seiner amtlichen Stellung ist im Original aus den Abkürzungen nicht klar zu ersehen; jedenfalls handelt es sich um Karl (Aug. Friedr.) von Löhneisen, der damals Direktor der direkten Steuern im Oberdepartement war und am 19. August 1827 als Kammerdirektor a. D. in Braunschweig gestorben ist.

30. **Löbbecke**, toute cette famille tient à l'ancien gouvernement et deteste celui ci.
31. **Ledebur**, exavocat, bolwege, un très mauvais Sujet.
32. **Lehmann**, Louis Jacques Cabaretier au Bohlweg, un grand raisonneur et Ennemi du Système actuel.
33. **Lucius**, libraire. tete exaltée, se mêlant de toutes les nouvelles, aimant l'ancien Gouvernement.
34. **Madame de Müller**, née de Taubenheim soit disant cidevant maitresse du Duc d'Oels, veuve du Sr de Müller officier du 2. Regiment de Cuirassiers.

-
30. **Löbbecke**, diese ganze Familie hängt an der alten Regierung und verwünscht die jetzige. — Die Firma Gebr. Löbbecke & Comp. (Scharnstraße 757) umfaßte nach dem Braunschw. Adreßbuche von 1812 Karl Heinr. L. (gestorben 10. September 1832), Karl Dietr. L. (gestorben 18. August 1839) und Karl Friedr. L. (gestorben 31. August 1812).
 31. **Ledebur**, vormaliger Advokat, Bohlweg, ein sehr schlechtes Subjekt. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Joh. Carl Wilhelm Ledebur, Advokat, Bohlweg 2032. Vergl. Nr. 28.
 32. **Lehmann**, Ludw. Jakob, Schenkwirt auf dem Bohlwege, ein großer Schwäger und Feind der jetzigen Staatsverfassung. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Ludw. Jakob Lehmann, Schenkwirth, Bohlweg 2045.
 33. **Lucius**, Buchhändler, überpannter Mensch, kümmert sich um alle Neuigkeiten,, liebt die alte Regierung. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Ludw. Lucius, Buchhändler, Altstadtmarkt 6. Vergl. Nr. 37. u. 52.
 34. **Frau von Müller**, geb. von Taubenheim, angeblich eine frühere Maitresse des Herzogs von Oels, Witwe des Herrn von Müller, Offiziers im 2. Kürassier-Regimente. — Eine von Müller fehlt im Adreßbuche von 1812, das nur eine Witwe Müller, Damm 2146, nennt. Baron von Müller ist nach dem Hof- und Staatshandbuch für das Königreich Westfalen von 1811 S. 137 Kapitän im 2. Kürassier-Regimente; 1812 fehlt er bereits.

35. **Meder**, peintre, dennomé par la garde de police comme un homme dangereux par ses propos.
36. **Mack**, maitre menuisier, homme dangereux, grand partisan du Duc d'Oels, demeurant au Steingraben.
37. **Michaelis**, fils du boulanger, à la porte August raisonneur et contraire au Système actuel va toujours chez Lucius, pour Savoir les nouvelles.
38. **Meyer**, Johann Georg, Gördelinger Strasse, partisan anglais.
39. le Comte de **Nostitz**, mentionné dans la lettre de S. C du 22. Juin 1812 No. 1060 à rechercher Cart. Nr. 1. Major autrichien, sous le nom et titre de Major prussien de Natzmer.

-
35. **Meder**, Maler, von der Polizeiwache als ein wegen seiner Redereien gefährlicher Mensch bezeichnet. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Franz Meder, Maler, Rannengießerstr. 142.
 36. **Mack**, Tischlermeister, gefährlicher Mensch, eifriger Anhänger des Herzogs von Oels, wohnhaft am Steingraben. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Georg Friedr. Mack, Tischler, Steingraben 1895.
 37. **Michaelis**, Sohn des Bäckers am Auguststøre, Schwäher und Segner der jetzigen Staatsverfassung, geht immer nach Lucius, um Neuigkeiten zu erfahren. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: H. W. Michaelis, Weiß- und Honigkuchenbäcker, am Auguststøre 2551. Ueber Lucius s. Nr. 33 u. 52.
 38. **Meyer**, Johann Georg, Gördelingerstraße, Anhänger Englands. — Braunschw. Adreßbuch von 1812: Joh. Georg Meyer, Ellenhandlung, auch Expedition und Commission, Gördelingerstr. 89.
 39. Der Graf **von Nostitz**, erwähnt in dem Briefe von S. C. vom 22. Juni 1812 Nr. 1060, nachzusehen Cart. Nr. 1. Oesterreichischer Major unter dem Namen und Titel eines preussischen Majors von Natzmer. — Vergl. Nr. 59. Offenbar Joh. Karl Georg von Nostitz, der 1809 eine fränkische Legion zu begründen suchte, dann Major bei den Nervenlitt-Manen wurde und an den vaterländischen Bestrebungen der Zeit lebhaften Anteil nahm. Er starb als russischer Generalleutnant 19. August 1838. Vergl. Allgem. d. Biogr. B. 24 S. 33f; dazu Thimme a. a. D. S. 100.

40. **de Natzmer**, S'appelle Nostitz.
41. **Paulsen**, Guillaume, marchand, deteste le gouvernement actuel.
[Pockels s. de Bogels.]
42. **Querner**, J. W., marchand, grand partisan du gouvernement anglais.
43. **Querfurt**, Jean Chretien, cy ce devant palefrenier au Duc de Brunswic, homme exalté, detestant le Systeme actuel, rusé, et dangereux dans les circonstances.
44. **Reden**, Fred. Aug., marchand — s'occupe avec plaisir à debiter des nouvelles, contraires au Systeme actuel.
45. **de Rabel**, excapitaine, joueur et grand politique.

40. **von Natzmer**, [fo] nennt sich Nostitz. — Vergl. Nr. 39.
41. **Paulsen**, Wilhelm, Kaufmann, haßt die jeßige Regierung. — Braunsch. Adreßbuch von 1812: Wilh. Paulsen, Manufactur- und kurze Waarenhandlung, Görtelingerstr. 90.
[Pockels, Karl Friedrich, f. Bogels Nr. 2.]
42. **Querner**, J. W., Kaufmann, eifriger Anhänger der englischen Regierung. — Braunsch. Adreßbuch von 1812: J. W. Querner, Papier- und Tabackshandlung, Altstadtmarkt 7.
43. **Querfurt**, Johann Christian, vormalß Stallknecht bei dem Herzoge von Braunschweig, überspannter Mensch, haßt die jeßige Staatsverfassung, verschmüht und unter Umständen gefährlich. — Ein fürstlicher Reitknecht des Namens erscheint in den Kassenetats von 1806 zc.; Braunsch. Adreßbuch von 1813: Pensionair Quersurth auf dem Rosthofs 2081.
44. **Reden**, Friedr. Aug., Kaufmann, macht sich ein Vergnügen daraus Neuigkeiten auszusprengen, die der jeßigen Staatsverfassung feindselig sind. — Braunsch. Adreßbuch von 1812: Friedr. Aug. Reden, Deutsche und Franz. Waaren, auch Hopfenhandlung, an der Martinikirche 759.
45. **von Rabel**, vormal. Hauptmann, Spieler und großer Politiker. — Joh. Heinr. Wilh. von Rabel, der unterm 9. Juli 1800 Hauptmann wurde, nach dem Braunsch. Adreßbuche von 1812 auf dem Regibienkirchhofs 4 wohnte und am 30. Juni 1845 als

46. **de Siebdracht**, tendant à des menées politiques et dangereuses à la tranquillité publique.
47. **de Stelzner**, cydevant Capitaine au Service de Brunswic, dans ce moment chez le Prince Auguste frère du Duc d'Oels, demeurant dans le Holstein à Glucksburg, ou il epouse Charlotte Rönckendorff, présentement à Hambourg chez sa Soeur madame Dobbler, muni d'un passeport de Berlin, home très suspect sous le rapport de la politique.
48. **de Schleicher**, Capitaine de Recrutement, tient souvent des Propos incendiaires et frequente une Classe d'hommes Suspects et contraires au Systeme actuel.
49. **Seidel**, Capitaine au 8^{eme} de ligne parait d'une opinion contraire au Systeme actuel.

Oberst in Braunschweig starb. Vergl. Refrol. d. Deutschen 23 Jahrg. 1845 S. 1137.

46. **von Siebdracht**, neigt zu politischen, für die öffentliche Ruhe gefährlichen Umtrieben. — Der Name war bis jetzt nicht nachzuweisen; vielleicht Schuhmacher J. F. Siebrecht, Bruch 310?
47. **von Stelzner**, vormalß Hauptmann im Braunschweigischen Dienst, augenblicklich bei dem Prinzen August, dem Bruder des Herzogs von Oels, wohnhaft zu Glücksburg in Holstein, wo er Charlotte Rönckendorff heiratet, gegenwärtig in Hamburg bei ihrer Schwester Frau Dobbler, versehen mit einem Passe aus Berlin, ein politisch sehr verdächtiger Mensch. — Karl Stelzner ward unterm 22. August 1806 zum Hauptmann befördert; gegen Ende des Jahres 1810 wurde er Gesellschafter des Herzogs Georg, der mit seinem Bruder August zusammen in Glücksburg lebte und hier am 16. September 1811 gestorben ist.
48. **von Schleicher**, Hauptmann bei der Rekrutierung, führt oft aufrührerische Reden und verkehrt in einem Kreise von Leuten, die verdächtig und der jetzigen Staatsverfassung feind sind. — Im Braunsch. Adreßbuche von 1812 wird der Kommandant der Rekrutierung im Oerdepartement (S. 17) v. Schleicher, in dem Westphäl. Hof- u. Staatskal. von 1812 u. 13 (S. 143) nur: Schlicher oder Schleicher genannt.
49. **Seidel**, Hauptmann im 8. Linien-Regimente, scheint der jetzigen Staatsverfassung feindlich gesinnt zu sein. — Seidel wird als

50. **de Sierstorpff**, conservateur, homme très dangereux, ennemi juré de la Dynastie actuelle.
51. **Schilling**, fabricant de coton, se melant de toutes les nouvelles politiques.
52. Monsieur le Baron **de Schultz**, dans la maison de Schulenburg, homme très dangereux et contraire au Système actuel, cet homme est souvent chez Lucius, ou il s'informe des nouvelles et manifeste ouvertement son opinion.
53. **Schack**, ehemaliger Schloßverwalter in Gandersheim, partisan du duc d'Oels.

Kapitän im 8. Linien-Infanterie-Regimente im Westphäl. Hof- u. Staatskalender von 1812 S. 185 genannt.

50. **von Sierstorpff**, Konservateur, sehr gefährlicher Mensch, geschworener Feind der jetzigen Dynastie. — Kaspar Heinrich Freih. von Sierstorpff, damals Konservateur der Gewässer und Forsten im Okerdepartement, starb als Oberjägermeister zu Braunschweig am 29. März 1842 (Allgem. d. Biogr. B. 34 S. 215 ff.).
51. **Schilling**, Fabrikant von Rattun, kümmert sich um alle politischen Neuigkeiten. — Braunsch. Adreßbuch von 1812: Heinr. Schilling, Gattundrucker und Fabrikant, Stecherstr. 1343.
52. Herr Baron **von Schulz**, im Schulenburgischen Hause, ein sehr gefährlicher und der jetzigen Staatsverfassung feindselliger Mensch; dieser Mann ist oft bei Lucius, wo er sich über Neuigkeiten unterrichtet und offen seine Meinung kundgibt. — Nach dem Braunsch. Adreßbuche von 1812 wohnte Baron von Schulz Breitestr. 779, in demselben Hause, in welchem der spätere Staatsminister Graf von der Schulenburg-Wolfsburg eine Wohnung besaß. Daß auch letzterer der westfälischen Polizei sehr verdächtig war, ist in der Harzsch. 24. Jahrg. (1891) S. 49 f. gezeigt worden. Ueber Lucius vergl. Nr. 33 u. 37.
53. **Schack**, ehemaliger Schloßverwalter in Gandersheim, Anhänger des Herzogs von Oels. — Joh. Heinr. Friedr. Schack war vormaliger Abteihausmann in Gandersheim, also ein alter Diener der letzten Gandersheimer Äbtissin, der am 10. März 1810 verstorbenen Herzogin Auguste Dorothee.

54. **de Sidot**, Excommandant de place, un aventurier panier percé, un homme très entreprenant.
 55. **Schröder**, Capitaine pensionné, domicilié à Brunswic ayant servi en Autriche, homme dangereux.
 56. **Thies, Joh. Hartw.** {
 57. **Thies, Joh. Christ.** {
- deux frères . . . Soupçonnés d'être toujours encore en Correspondance avec l'Angleterre.
58. **de Voigts**, un joueur et fénéant, s'occupant des nouvelles politiques.
 59. le Baron **de Wulften** mentionné dans la lettre de S. C. du 22. Juin 1812 No. 1060 Cart. No. 1.

54. **von Sidot**, ehemaliger Platzcommandant, ein Abenteuerer, Erzverschwender, ein sehr unternehmender Mann. — Wohl der Commandant d'armes Capitaine Sydow in Nordheim, der im Almanach royal von 1811 (S. 134) aufgeführt wird, in den späteren hier aber nicht mehr genannt wird.

55. **Schröder**, pensionierter Hauptmann, wohnhaft in Braunschweig, stand in Oesterreich in Dienst, gefährlicher Mensch. — In den Adreßbüchern zc. nicht nachzuweisen.

	{	zwei Brüder . . . sind verdächtig immer noch im Briefwechsel mit England zu stehen. — Im Braunschw. Adreßbuche von 1812:
56. Thies, Joh. Hartw.		Joh. Hartw. Thies, rohe und gebleichte Carne, hintern Brüdern 64, Joh. Christ.
57. Thies, Joh. Christ.		Thies, rohe und gebleichte Carne, auch Expedition und Commission, Gördenlingerstraße 88.

58. **von Voigts**, ein Spieler und Ruffgänger, gibt sich mit den politischen Neuigkeiten ab. — Der Name fehlt in den Braunschw. Adreßbüchern der Zeit; vielleicht handelt es sich um den Sous-inspecteur der Gewässer und Forsten Wilh. von Voigts in Seesen, der unterm 4. November 1802 als Forstjunker in Hasselfelde angestellt war (Almanach royal 1812 S. 283).

59. Der Baron **von Wulften**, erwähnt in dem Briefe von S. C. vom 22. Juni 1812 Nr. 1060 Cart. Nr. 1. — Vergl. Nr. 39. Es handelt sich wohl um den Vater oder einen Verwandten der

60. **Wiegemann**, Henri Christoph, c'est le *Messenger* à Essenrode et se charge de toutes les lettres principalement pour la maison de Bulow. il vient en ville ordinairement les mercredi et Samedi.
61. **Baron de Willisen**, S. Lieut. au Service d'Autriche, homme dangereux sous le rapport de la tranquillité publique.
62. **de Werder**, ancien officier de Hussards au Service de Prusse prévenu de vouloir organiser un Corps franc pour le Service de la Russie. Carton No. 1 [?] No. 1600.
63. **de Wilmerding**, Président, grand politique et nouvelliste.
64. **de Warbourg**, Ex Major, se tient pendant l'été sur ses terres dans le Mecklenburg, ennemi du gouvernement actuel.

beiden Gebrüder von Wulffen, die 1809 in Nachod in des Herzogs Corps traten, und von denen der jüngere, Karl Levin Gustach, schon am 8. August 1809 an seinen bei Delper empfangenen Wunden, der andere, Aug. Wilh. Ludw., 1865 als Oberst in Pension zu Loburg gestorben ist.

60. **Wiegemann**, Heinrich Christoph, der Bote in Essenrode, der alle Briefe, namentlich für das Bülow'sche Haus, besorgt; er kommt gewöhnlich am Mittwoch und Sonnabend in die Stadt. — Ueber die von Bülow verglichene das zu Nr. 23 Gesagte.
61. **Baron von Willisen**, Unterleutnant in österreichischem Dienste, ein für die öffentliche Ruhe gefährlicher Mensch. — An Karl Wilh. v. Willisen, der 1809 allerdings österreichischer Leutnant war, wird kaum zu denken sein, da er 1811–1813 auf dem Kastell zu Kassel gefangen saß. Vergl. Allg. d. Biogr. B. 43 S. 292.
62. **von Werder**, ehemaliger Husarenoffizier im preussischen Dienste, man beschuldigt ihn, daß er ein Freikorps für den russischen Dienst organisieren wolle. Carton Nr. 1 [?] Nr. 1600. — Der Name ist hier nicht nachzuweisen.
63. **von Wilmerding**, Präsident, eifriger Politiker und Neuigkeitskrämer. — Es ist der damalige Präsident des Obersanitätskollegiums, spätere Stadtdirektor zu Braunschweig Joh. Heinr. Wilmerding, der am 14. April 1828 gestorben ist. Vergl. Neues Vaterl. Arch. Jahrg. 1828 II. B. S. 332 ff.
64. **von Warburg**, vormaliger Major, hält sich während des Sommers auf seinen Landgütern in Mecklenburg auf, Feind der jetzigen

65. **Weferling**, cidevant tailleur, au bruche, homme très intrigant.
66. **Warnstedt**, générale, Bohlweg, son mari était ci devant commandant à Brunswic, elle voit beaucoup madame Bernewitz et des personnes de cette Classe, elle scait toujours les nouvelles politiques.
-

Regierung. — Georg Friedrich von Warburg, der unterm 28. Juni 1806 den Abschied als Major erhielt, kommt in den Braunsch. Adreßbüchern der Zeit nicht vor.

65. **Weferling**, vormal's Schneider, auf dem Bruche, sehr intriganter Mensch. — Vielleicht Joh. Christoph Weferling, der als Schneidermeister, dann als Gastwirt in Delper genannt wird. Identisch mit dem Schneider „Weberling“ in Braunschweig, der bei Thimme a. a. D. S. 110 im Dienste der Polizei erscheint?
66. **Warnstedt**, Generalin, Bohlweg, ihr Gatte war vormal's Kommandant in Braunschweig, sie sieht viel die Frau Bernewitz und Personen dieser Gesellschaft, sie weiß immer politische Neuigkeiten. — Luise von Warnstedt, geb. Schulz, die Witwe des Generalleutnants Karl Bogislaus von Warnstedt, der am 12. März 1808 in Braunschweig gestorben ist; sie selbst verschied, 62 Jahre alt, am 17. April 1815.

Ganz besonders wird empfohlen:

- Blankenburg.** — **Steinhoff, B.**, Geschichte d. Grafschaft bezw. d. Fürstent. Bl., d. Grafschaft Regenstein u. d. Klosters Michaelstein. M. 12 Illustr. Blantenb. 1891. br. (3,—) Wie neu. 1,50
- Professor Steinhoff galt für einen der besten Harzkenner, und seine Geschichte Blankenburgs ist eine tüchtige Arbeit auf gediegenen Quellschriften fußend, die ihm reichlich zu Gebote standen.
- Brabant.** — **Gundelker, L.**, Henning Brabant od. d. Schrecken der Bürgermeisterherrschaft in Braunschweig. Ein Roman. Brschw. 1825. br. Vergriffen! 2,—
- Braunschweig.** — **Bürre, H.**, Gesch. d. Stadt Brschw. im Mittelalter. Brschw. 1861. br. (6,—) 3,50
- Falkenberg.** — **Lange, W. Chr.**, Gerd v. Falkenberg u. d. Niederwerfung Dellinghausens i. J. 1530. Beitrag zur Geschichte Herzog Heinrichs d. J. v. Br. Kassel 1895. (1,—) —,50
- D. Hannoveraner in Thüringen n. d. Schlacht bei Langensalza.** 2. Aufl. M. 1 Plan. Langensalza 1866. br. 3,—
- Jungesbluth, A.**, Verzeichnis wüßt gewordener Ortschaften, Burgstellen, Umwaldungen im Herzogtume Braunschweig u. d. angrenz. hannoverschen Landesteilen. Brschw. 1887. br. 1,—
- Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.** — **Meier, G.**, Karoline, Prz. zu Sch.-L. E. biogr. Denkmal einer edlen Frau. Gotha 1865. br. (3,—) 1,—
- Klinkhardt, Fr.**, Aus schwerer Zeit. Feldzugserinnergn. a. d. Jahren 1800—15. Hrsg. v. J. Klinkhardt. II. Die Erlebnisse im preuß. Heere 1813—15. Brschw. 1899. br. Privatdruck, nicht im Handel. —,75
- Enthält vielfach detaillierte Schilderungen, f. z. B. über den alten Blücher, die Bestrafung der aufrührerischen Sachsen bei Kottbus usw.
- Korkheisch, v.**, Geschichte d. Herzogl. Braunsch. Infanterie-Regiments u. f. Stammtruppen 1809—92. M. Portr., Uniformtafeln u. Kartensitzgen. 3 Bde. Brschw. 1896—1903. Lex. 8°. Origbb. (31,—) Wie neu. 20,—

- Krafft, G. M.**, (Ulmer Handelsherr), Denkwürdigkeiten e. deutsch. Kaufmanns d. 16. Jahrh. Hrsg. v. Ad. Cohn. Göt. 1862. (6,80) 3,50
 Die Erlebnisse des vornehmen Ulmer Patriziers und die Schilderung i. Gefangenschaft in der Levante bilden eine höchst anziehende Lektüre.
- Lessing**. — **Seventoren, A. v.**, L. in Wolfenb. (Einz. Teil.) I. Ein Nachmittag auf d. Weghause. Lpz. 1883. br. (2,40) —,80
- Löhneysen**, Aufzeichnungen über einige braunschw. Adels-Familien nach briefl. Mittheilungen. Brschw. 1896. —,80
- Mansfeld**. — **Ketterodt zu Scharffenberg, Ludw.**, Graf, Ernest Graf zu M. (1580—1626). Der Held des 30jähr. Krieges. Hist. Darstellg. M. e. Anhang, Original-briefe M.'s u. Tilly's enth. Gotha 1867. br. (12,—) 4,—
 Außerordentlich wichtiges und geschätztes Werk.
- Pauline zur Lippe-Deimold**. — Erinnerungen a. d. Leben d. Fürstin Pauline zur L.-D. Aus d. nachgel. Papieren e. ehemal. Lippischen Staatsdieners. Gotha 1860. br. (1,20) —,60
- Schill**. — **D. Denkmal** der 14 vor Br. erschossenen Schill-schen Krieger u. das neben d. Stätte ihres Todes zu stiftende Invaliden-Haus. Ansicht in Lithogr., entw. v. F. Uhle-mann, lith. v. Streuber u. Rothe ca. 1830. H. 8°. 2,—
 Seltene Ansicht des nicht zur Ausföhr. gelangten Invalidenhauses.
- Sophie Dorothea**, die unglöckl. Prinzessin v. Ahlden. — **Memoiren** von Sophie Dorothea, Gemahlin Georgs I. Aus den geheimen Archiven von Hannover, Braunschweig, Berlin u. Wien. 6 Hle. in 2 Bdn. (5,25) Stuttgart. 1847. br. Vergriffen. 3,—
- Stammtafel** d. Welfenhauses. Lith. v. Dehne u. Müller ca. 1850. gr. Fol. Schöne außerordentl. überföchtl. Tafel. 1,50
- Trischmüller, M.**, Geschichte d. Herzogl. Braunschw. Leib-bataillons u. i. Stammes, d. Infanterie des Korps, mit welchem Herzog Friedrich Wilhelm i. J. 1809 d. ruhmvollen Zug durch Deutschland ausföhrte. Brschw. 1858. br. Vergriffen. 3,—
- Urkundenbuch** z. Geschichte d. Herzöge v. Braun-schweig u. Lüneburg u. ihrer Lande. Hrsg. v. Suden-dorf. 11 Bde. gr. 4°. Göt. 1859—83. br. (152,—) 80,—
 Sauberes, unbeschnittenes Exemplar.

Wilhelm Schulz.

